# Album.

## Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Braun von Braunthal (Jean Charles), Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1867. – Zweiundzwanzigster Jahrgang. – 1867.

Vierter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.

Wien,
Albert Last.

# Album.

## Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Braun von Braunthal (Jean Charles), Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1867. — Zweiundzwanzigster Jahrgang. — 1867.

Vierter Band.

## Der alte Dessauer.

Vierter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1867.

# Der alte Dessauer.

Historischer Roman

von

**Franz Carion.**

Vierter Band.

**Leipzig,**
Ernst Julius Günther.
1867.

## I.

Am nächsten Tage erzählte man sich im Schlosse, Herr Leupold sei mit dem Feldwebel Brommer in so bösen Streit gerathen, daß man den Durchlauchtigen wie einen Stier habe brüllen hören und die Diener geglaubt hätten, er würde den Brommer ums Leben bringen, was aber doch wunderbarerweise nicht geschehen, im Gegentheil sei der Feldwebel ganz gravitätisch zuletzt aus des Herrn Zimmer gegangen, als wäre gar nichts vorgefallen, und der Durchlauchtige habe ihm nachgeschrien: „Besinne Er sich, sonst soll Ihm der Teufel die Kerze halten!“ Das hätte den Brommer aber gar nicht gerührt, er habe sich wie auf dem Exercirplatze herumgedreht und sein schuldiges Honneur gemacht, dann wäre er von dannen gegangen, den Kopf hoch tragend und ganz zufrieden ausschauend, als käme er eben aus einer siegreichen Bataille.

Dieser von seiten Sr. Durchlaucht „brüllende" Zusammenstoß mit dem würdigen Feldwebel fiel nur der Frau Langermann zur Last. Ihre Audienz bei der Fürstin bezweckte nichts Anderes als die Bitte an diese, ihren Gemahl zu vermögen, Brommer scharf ins Gebet zu nehmen, wie sie sagte, damit derselbe den zähen Widerstand gegen die Verheirathung seiner Tochter Bille mit dem kaiserlichen Musikanten endlich einmal aufgäbe. Gottfried Langermann hatte in üblicher Form gestern, denn er mußte das Ende seines Urlaubs bedenken, um die Bille angehalten, aber Brommer hatte ihm ohne Umstände erklärt: solange er lebte, gäbe er seine Einwilligung nicht, denn er wolle ihn nicht unglücklich machen mit einer Weibsperson, die von Treu und Glauben keine Spur in ihrem Herzen habe. Als Soldatentochter müsse sie wissen, was es heiße, treu bis zum Tod zur Fahne zu halten, das sei aber eben nicht ihre Tugend, und deshalb halte er es mit seinem Gewissen für unvereinbar, seine väterliche Einwilligung zu ihrer Ehe mit ihm, dem Gottfried, zu geben. Nach dieser Erklärung hatte der Gottfried sofort die Brommersche Wohnung verlassen und war abends so niedergeschlagen ins Forsthaus zurückgekommen, daß sein Anblick die alten Langermanns förmlich erschreckte.

Der Irrthum, in welchem sich die Fürstin bezüglich der Zuneigung Regina's befand, war der Grund, daß sie bei ihrem Gemahle den Vorsatz anregte, Brommer den Kopf zurechtzusetzen und seinen Widerstand zu brechen, indeß, obwohl die Art und Weise, in welcher Herr Leupold seiner Ueberredungskunst den Sieg zu verschaffen suchte, jeden Andern zum Zähneklappern und zu einer gänzlichen Willenlosigkeit gebracht haben würde, so verfehlte sie doch bei Brommer dieses Resultat ganz.

„Nummer eins: ich bin der Vater meines Kindes", hatte er der von seiner eisigen Ruhe schwer empörten, heftig lärmenden Durchlaucht entgegnet. „Nummer zwei: über mein Kind habe nur ich, Niemand anders, zu entscheiden, und Nummer drei: es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich in meinem eignen Hause zu Kreuze kriechen sollte."

Ein gewaltiger Fluch und ein krachender Faustschlag auf den Tisch verkündeten Herrn Leupold's Grimm bei dieser ihm gewordenen Erklärung. „Jetzt höre Er mich an, Er Schockschwerenothskerl!" schrie er. „Nummer eins: ich bin Sein durchlauchtiger Herr; Nummer zwei: ich habe das Recht, über meine Unterthanen zu entscheiden und sie, wenn sie aufsässig sind, zur Raison zu bringen. Das Wie? ist meine

Sache. Und Nummer drei: ich dulde keine Empörer, und wagt Er's noch, sich meinem Rechte zu widersetzen, stoße ich Ihn nieder wie einen tollen Hund!"

Dabei riß der grimmige Fürst den Degen aus der Scheide, ein Anblick, der in Anbetracht seiner bekannten Rücksichtslosigkeit sofort Jeden zum Aufgeben alles Widerspruchs bestimmt haben würde. Brommer aber zuckte auch nicht mit den Wimpern. Ohne eine Antwort zu geben, knöpfte er seine Uniform auf, und das Hemd zu beiden Seiten von der Brust entfernend, blieb er ruhig stehen. Herr Leupold prallte zurück. Auf der entblößten Brust des Feldwebels zeigte sich eine Narbe von dunklerer Hautfärbung. Zwischen beiden Männern waltete für einige Sekunden tiefes Schweigen, dann sagte Brommer mit einem Anflug von Bitterkeit: „Nun, Durchlaucht, hier ist noch Platz für eine Degenspitze."

Der Fürst wendete sich ab. Nach kurzer Pause nahm der Feldwebel, welcher sah, daß er nun das Uebergewicht über Herrn Leupold's Zorn errungen, das Wort. „Es würde mir nicht zur Schande gereichen, wenn es hieße: der Brommer ist von seinem Herrn und alten Spielkameraden erstochen worden; aber fragen würden die Leute: woher hat er denn die andere, schon lange vernarbte Wunde? Ei nun, hieße es dann, wo wird

er sie herhaben! Aus dem Kriege. Auf der Insel Rügen hat er sich die Wunde geholt, als der zwölfte schwedische Karl das preußische Lager in der Nacht angriff und der dessauer Fürst in Gefahr war, von einigen schwedischen Hundsföttern vom Pferde gerissen und erschlagen zu werden. Da hat der Brommer dreingeschmissen, was das Zeug hielt. Sein Herr, der Leupold, kam glücklich frei, der Brommer aber hätt's beinahe mit dem Leben bezahlt; ein schwedisches Bajonett verwundete ihn fast tödtlich."

An dieser Erinnerung brach sich der schwere Zorn des Gewaltigen. Er lenkte in das Gleis gemäßigter Rede ein, Brommer aber wich und wankte nicht in seiner Heirathsverweigerung, und zuletzt hatte Herr Leupold nichts weiter erreicht, als daß er dem Feldwebel empfahl, sich zu besinnen.

Von alledem, was im Brommer'schen Hause vorging, erhielt Hubert den vollständigsten Bericht durch seinen treuen Freund Gottfried Almarich. In einem Orte, der nicht allzugroß ist, findet der tägliche Verkehr eines Jeden gleichsam unter steter Aufsicht statt, eine Controle, welche die Einwohner gegenseitig üben, ohne dabei Uebles im Sinne zu haben. Sie lernen durch das täglich zu bestimmten Zeiten geschehende Vorübergehen einer Menge von Personen deren Geschäfte kennen,

ja aus dem Aeußern, aus den Mienen des täglich Gesehenen zieht man mancherlei Schlüsse über den Stand seiner Lebensverhältnisse und seines körperlichen Befindens. Derartige Beobachtungen sind eine Art Studium, das nicht uninteressant ist und dem man sich zuletzt mit einer gewissen Vorliebe hinzugeben pflegt, weil es in keinem Falle Anstrengung erfordert. Es konnte daher auch nicht fehlen, daß Gottfried Almarich's öfteres Passiren des nach dem Städtchen Aken führenden Weges auffiel.

Seine herkulische Gestalt im Jägerkleide zeichnete ihn zu hervorstechend aus, als daß man ihn hätte übersehen können. Bald kannte man ihn, erfuhr auch, wer er sei, und daran schloß sich natürlich die Frage: wohin geht er wohl so oft? Auch dies erspähte man. Er besuchte Löbel Aaron's, des reichen jüdischen Fuhrwerksbesitzers, Haus. Nun war Alles am Tage.

Löbel Aaron hatte zwei schöne Töchter, und nichts lag näher als die Vermuthung, daß der Nimrodssohn einer dieser alttestamentlichen Schönen den Hof mache. Dieser Schluß schien so unumstößlich richtig, daß man nicht daran dachte, Almarich's Besuche mit der jüdischen Orthodoxie Löbel Aaron's in irgend einen Conflict zu bringen. Man lachte im Stillen

und im voraus über den Ausgang, welchen zu Löbel Aaron's größtem Mißvergnügen dieses Lustspiel nehmen werde. Urtheilten die Christen so, um so mehr noch die Juden, die großes Aergerniß an ihres Glaubensgenossen beklagenswerther Blindheit nahmen. Wenn Löbel Aaron nach Dessau kam, mußte er manche ihm geltende beißende Bemerkung hören, Manche redeten sogar in seiner Gegenwart von einem Abtrünnigen und dergleichen. Löbel Aaron's Scharfblick übersah nicht die wachsende Gefahr für sich und seinen Schützling. War eine Entdeckung des Asyls desselben so ganz unmöglich vor den scharfen Augen der Spürer? Nein. Hubert's Entfernung schien ihm daher dringende Nothwendigkeit und mit Mühe erlangte dieser die Zusage einer Frist von noch drei Wochen.

Löbel Aaron würde sich nicht dazu verstanden haben, wenn er nicht selbst an seinem Schützling Wohlgefallen gefunden hätte. Jeder einigermaßen gebildete Jude besitzt große Neigung zu gebildetem Umgange, und die damalige exclusive gesellschaftliche Stellung der Juden machte natürlich nur noch mehr den Wunsch nach einem solchen in dem Gemüthe eines Mannes rege, der selbst nicht zu dem unwissenden Theile seines Volkes gehörte. Löbel Aaron's Scharfblick hatte bald in Hubert einen jungen Mann erkannt,

den nur höchst seltsame Ereignisse zur Ergreifung des Soldatenstandes gezwungen, ja sein feiner Beobachtungsgeist drängte ihm die Ueberzeugung auf, daß sein Schützling einer bevorzugten Familie angehören müsse. Das ganze Wesen Hubert's trug den Ausdruck einer fein gewöhnten Lebensweise, nie hörte er ihn Aeußerungen thun, die mit diesen Bemerkungen in Widerspruch gestanden hätten, und Löbel Aaron fand den besten Beweis, daß er sich nicht täuschte, in dem Benehmen Gottfried Almarich's Hubert gegenüber. Gottfried vergaß nie die Schranke der Unterordnung einzuhalten, die selbst einem mit dem höchsten Vertrauen seines Herrn beehrten Diener gezogen bleibt.

Hubert's Einsamkeit wäre eine trostlose gewesen, wenn Löbel Aaron nicht dafür gesorgt hätte, daß er einige Zerstreuung habe. Er brachte ihm eine Menge Bücher, unter denen lateinische und französische sich befanden, wieder ein Beweis mehr für seines Schützers Vermuthung. Wenn der Abend kam und Löbel Aaron zu Hause war, holte er seinen Schützling in den Garten hinab, dessen hohe Mauer jeden Späherblick fernhielt. Sie plauderten dann auf die Dauer einiger Stunden mit einander, wenn nämlich die Witterung es gestattete. Die Tageszeiten schlichen dem Versteckten freilich langsam und peinvoll hin. Er sah so wenig

vom Himmel, nur der schmale Streif, der sich über den engen, von keiner Menschenseele belebten Hof ausspannte, war seinem Blicke freigegeben.

Es war aber sein eigener Wille, der ihn hier festhielt, eine schwere Prüfung, die seine Liebe zu Regina ihm auferlegte. Wie leicht wäre es ihm geworden, von hier aus weit von Dessau weg und also nach einem noch mehr gesicherten Orte entfliehen zu können! Doch was sollte aus Regina werden? Konnte er fest darauf rechnen, daß, wenn der günstige Zeitpunkt, sie den Banden zu entführen, welchen sie durch Herrn Leupold's Machtgebot verfallen sollte, gekommen sei, er unentdeckt wieder hierher zurückkehren könne? Ein einziger unglücklicher Augenblick wurde dann die versteckte Klippe, an welcher sein Hoffnungsschiff scheiterte.

Von seiner Mutter hatte er, wie schon erwähnt, ein Schreiben und bedeutende Reisemittel durch Gottfried Langermann zugesendet erhalten. Das war ein Sonnenblick in seiner freiwilligen Gefangenschaft. Wie der trockene Docht gierig das ihm gespendete Oel einsaugt, welches das Leben seiner Flamme auffrischt, vor dem Erlöschen bewahrt, so auch sog Hubert's zuweilen sehr schwer bedrücktes Herz die Freude ein, sich bald am Ziele seiner harten Prüfungszeit zu wissen. Besonders war es ein Brief des Doctor Weilenberger,

welcher unter der Adresse Gottfried Almarich's von dem Langermann'schen Neffen mitgebracht worden war, dessen Inhalt Hubert's Denken ganz besonders in Anspruch nahm. Derselbe lautete:

„Ihrer Rückkehr steht nichts mehr im Wege. Das schändliche Complot, dessen Opfer Sie werden sollten, ist durch die wunderbarste Fügung von der Welt, über die ich mich hier nicht weiter auslassen will, da Sie dieselbe zu Ihrem größten Erstaunen erfahren werden, wenn Sie hier angelangt sind, vereitelt. Nehmen Sie jedoch unterwegs einen andern Namen an und vermeiden Sie auf der Reise die großen Straßen und die großen Städte. Vorsicht ist eine Tugend, welche zu keiner Zeit unnütz erscheint, besonders wenn man mit solchen Feinden gesegnet ist, wie Sie, mein theurer Hubert, Feinden, denen man schlimme Rache für den vereitelten Plan auf Ihr heiliges Recht wohl zutrauen darf. Eilen Sie in die Arme Ihrer Mutter, die ihren langentbehrten und von der schamlosesten Niederträchtigkeit gemißhandelten Sohn mit Sehnsucht erwartet."

„Licht! Leben! Freude! Liebe!" jubelte Hubert und der hellste Glücksschimmer überglänzte sein Gesicht, das bisher so oft von trüben Kummerwolken und den Aufwallungen des gerechtesten Zorns ver-

düstert sich zeigte. „Ha, Alles ist jetzt von meiner Brust heruntergefallen, was mich seit Jahren so schwer gedrückt, was jede Freude meines jungen Lebens so entsetzlich mir verbittert hat. Meines hochseligen erlauchten Vaters Name ist nun der meine wieder, ich bin nicht mehr der verfolgte namenlose Flüchtling, nicht mehr unglücklich. Gott sei mein Zeuge, daß ich meine Feinde zwingen will, in mir den rechtmäßigen Erben des Grafenhauses Bussy-Rabutin anzuerkennen!"

Löbel Aaron war unbemerkt auf die Schwelle getreten, das Geheimniß seines Schützlings war somit zu seiner Kenntniß gekommen und er sagte mit schlauem Lächeln:

„Bin ich doch gewesen sicher, daß der junge Herr ist keiner von der rohen Soldatenbande der dessauischen Durchlaucht. Unsereiner hat 'n scharfes Auge für die Leut', weil der Betrug oft hinter ihnen steckt. Nehme der Herr Graf meinen besten Segen!"

Es würde sehr unklug gewesen sein, hätte Hubert den Versuch machen wollen, sich jetzt noch in den Schleier des Geheimnisses zu hüllen. Löbel Aaron war kein Verräther, und der Dank, den der von ihm bisher Geschützte ihm schuldete, konnte nur durch aufrichtig gemeinte Vertrauensbeweise einen Werth erhalten. „Trennt uns auch der religiöse Glaube, Herr

Löbel Aaron, so sind wir doch einerlei Meinung, daß die Rechtschaffenheit des Charakters den Unterschied zwischen Juden und Christen ausgleicht", sprach Hubert, ihm die Hand bietend.

„'s ist so, 's ist so, 's gibt schlechte Menschen unter Juden und Christen", stimmte jener bei. „Weil es mir Freude macht, den Herrn Grafen von so guter Ueberzeugung für die Leut' von Israel zu sehen, so will ich ihm geben die Versicherung, daß sich der gnädige Herr auf mich, den Löbel Aaron, so fest verlassen kann wie auf sich selbst, wenn ich ihm nämlich zu Diensten stehen kann beim Fortreisen."

„Im voraus angenommen."

„Wäre nur die Sache schon so weit!" brummte Gottfried Almarich, als er sich mit seinem jungen Herrn wieder allein befand.

„Verliere nur den Muth nicht, treue Seele", tröstete der durch die guten Nachrichten hocherfreute Hubert. „Ist nicht mein Lebenshimmel schon so ziemlich von bösen Wetterwolken rein geworden, und ich sollte verzagen der letzten verdüsternden Schatten wegen? Nein, Gottfried, auch sie werden schwinden, nur dürfen wir nicht im voraus kleinmüthig werden."

Diese Schatten, deren Hubert gedachte, waren indeß sehr hartnäckiger Natur, durch sie schien das Schicksal,

welches jahrelang so bittere Leiden über ihn verhängt hatte, noch zu guter Letzt all seine Widerwärtigkeiten ihm und seinen Hoffnungen in den Weg geworfen zu haben. Nicht nur daß Brommer's unerschütterliche Einwilligungsverweigerung zur Ehe seiner Sibylle mit dem Langermann'schen Neffen einer unüberbrückbaren Kluft glich, sondern auch der Umstand, daß der lange Libusch vom Hofgärtner nicht mehr so beschäftigt wurde, daß Regina, ohne Andere aufmerksam zu machen, sich ihm nahen konnte, drängte die Möglichkeit einer Verständigung mit ihr ganz und gar in den Hintergrund. Sie war förmlich abgeschnitten von aller Beziehung zu Hubert. In großer Herzensangst promenirte sie zwei Tage nach jenem harten Zusammenstoß zwischen Herrn Leupold und dem Feldwebel durch die Gartengänge, an deren Bäumen — der September hatte begonnen — schon manches Blatt sich zu färben anfing; aber dafür hatte sie keinen Blick. Das Auge zu Boden gesenkt, ging sie langsam, nur in ihr eigen Leid vertieft, dahin. Im Schlosse fragte jetzt Niemand nach ihr, das wußte sie. Der bernburger Vetter war, auf einem Ausflug nach Dresden begriffen, zu Besuch bei seiner Braut, der Prinzeß Louise, am frühen Vormittag eingetroffen und wollte in den Nachmittagsstunden wieder abreisen. Deswegen brauchte sie jetzt

nicht in der Nähe ihrer jungen Herrin zu sein. Wie sie auch sinnen mochte, um ihr Geheimniß zu retten, so fand sie doch nichts, was eine Rettung desselben hätte herbeiführen können, und der Gedanke, durch ein offenes Bekenntniß ihrer Liebe zu Korporal Philipp sich der ganzen Rohheit des Fürsten preiszugeben, machte sie zittern.

Je länger sie sich dem fruchtlosen Sinnen, auf welche andere und minder Schreckliches über sie verhängende Weise Brommer's hartnäckige Weigerung, zur Ehe seiner Tochter seine Einwilligung zu geben, gebrochen werden könne, hingab, desto schmerzlicher drängte sich ihr das Gefühl, so ganz verlassen und ohne Freund und Rathgeber in so großer Noth zu sein, auf und unwillkürlich brach sie in stilles Weinen aus.

Plötzlich drang ganz nahe ein Laut zu ihrem Ohr. Sie sah erschrocken auf. Welche angenehme Ueberraschung! Der lange Libusch stand neben ihr.

„Pst, ganz ruhig, gnädiges Fräulein", sagte er treuherzig. „Ich bin von jetzt an wieder auf dem Posten. Seit vorgestern bin ich fest als Hülfsgärtner beim Hofgärtner hier angestellt, habe Quartier und Kost bei ihm und als Lohn die paar Galgenpfennige, die der Durchlauchtige dem gemeinen Soldaten Löhnung gibt, zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel. Na,

'n Brinkel ist immer besser wie gar nichts, sagen sie bei mir zu Hause. Das habe ich dem gnädigen Fräulein nur mitgetheilt, damit Sie's wissen soll, daß ich wieder Ihr zu Diensten bin, allemal um die jetzige Zeit, wenn's vielleicht 'n Briefel zu schwärzen gibt. Da ist auch 'n Zettel von der Brommer'schen ans gnädige Fräulein. O, ist bei Feldwebels der Teufel jetzt los! 's wird einem ganz bange dabei. Halt, dort klappt 'ne Thür — Gott befohlen, gnädiges Fräulein."

Er eilte rasch hinter den Bäumen fort.

Regina holte tief Athem; es war ihr, als sei in die sie umgebende Nacht des Unglücks ein Sonnenstrahl gefallen, Libusch erschien ihr als Hoffnungsbote. Nachdem sie sorgsam umhergespäht, ob sie auch unbeachtet sei, öffnete sie den Zettel, dessen kaum leserlicher Inhalt folgender war:

„Ich schreibe in großer Angst. Wenn Alles fehl schlägt und Vater nicht zur Einwilligung zu bewegen ist, bleibt mir kein anderer Ausweg, als Alles zu gestehen. Helfen Sie doch um Gotteswillen, daß ich dazu nicht gezwungen werde."

Wie eine zusammenstürzende Welt fiel dieser Hülferuf auf Regina's ohnehin von Angst schwer bedrücktes Herz. Was sollte sie thun, um eine solche Entdeckung

zu verhindern? Das fröhliche Lachen ihrer jungen Herrin drang in diesem Moment in ihr Ohr und erweckte einen Gedanken in ihr, vor dem sie anfänglich erschrak, den sie aber bald mit angstvollem Eifer so fest hielt, wie der dem Wassertode Nahe das ihm zugeworfene Tau mit all seiner Kraft umklammert, damit es ihn der Gefahr des Ertrinkens entreiße.

Der heitere Sinn ihrer jungen Herrin war heute durch die freudige Ueberraschung ihres Bräutigams mehr als je angeregt, sodaß ihr munteres Wesen einen wahrhaft auffallenden Gegensatz zu Regina's sorgenvoller Niedergedrücktheit bot.

„Aber sage mir nur, Liebchen, was ich mit Dir anfangen soll!“ rief die fröhliche Fürstentochter am Abend, wo Regina wie gewöhnlich sie in ihr Schlafzimmer begleitete. „Es ist ja zum Gotterbarmen mit Dir! Zuletzt verlernst Du das Lachen ganz und gar, und das macht mir Schande, denn bei mir bist Du doch wahrhaftig in einer guten Schule, wo 's ABC schon in einem lustigen Gelächter besteht.“

„Auf mir liegt großes Unglück“, sagte Regina leise.

„Das ist erschrecklich anzuhören! Aber heraus damit, was es auch sein mag, ich will's wissen. Kann ich, helfe ich, das weißt Du.“ Das Geständniß,

welches, durch die höchste Noth gedrängt, Regina jetzt vor Prinzeß Louise ablegte, schien diese ganz perplex zu machen.

„Du mein Himmel, das ist ja eine fürchterliche Geschichte!“ rief sie nach einer Weile. „Aber hübsch ist sie, sehr hübsch und hat mir gefallen. Natürlich, Du willst's nicht laut werden lassen, daß Du Dich in den Korporal Philipp, der ein verkappter Junker gewesen, verliebt hast. Den kann ich Dir freilich nicht wieder schaffen! 's ist übrigens gut, daß er bei der Desertion glücklich davongekommen ist, denn meines Papas Durchlaucht ist kein guter Gast in solchen Dingen. Was den Brommer anlangt, den werden wir schon herumkriegen, daß er der Sibylle seine Einwilligung zur Heirath mit dem Langermann'schen gibt, damit die nicht zu beichten braucht. Morgen früh nehmen wir den Papa Feldwebel ins Gebet.“

Die fast kindliche Heiterkeit der Prinzeß betrachtete das Liebesleid ihrer Freundin, der sie so herzlich wohlwollte, mit dem Blick der Lust an Ungewöhnlichem und es machte ihr viel Vergnügen, in diese dunkle Geschichte sich einmischen zu können, wie sie sagte. Besonders erheiterte sie der Irrthum ihrer gnädigsten Mama, daß Regina in den Gottfried Langermann verliebt sein sollte, und sie lachte herzlich, daß auch sie

nun ihr Theil habe, in dieser so verwirrten Liebeskomödie mitzuspielen.

Am nächsten Morgen erhielt Brommer die Einladung, sich bei Prinzeß Louise einzufinden, ehe er sich auf den Exercirplatz begäbe. Pünktlich stellte sich der Befohlene ein. Es mußte etwas höchst Wichtiges gewesen sein, was er daselbst erfahren hatte, denn die Korporale bemerkten an ihm eine nachdenkliche Stille, welche sonst durchaus nicht seine Art war. Für Fehler, die sonst mit einer Anzahl Donnerwettern gerügt wurden, hatte der würdige Feldwebel heute gar keine Augen und auf an ihn gerichtete Fragen seiner Untergebenen vergaß er zuweilen zu antworten. Es war offenbar, daß ihm irgend etwas ganz gewaltig im Kopfe herumging.

„Nun, Schatz, den Brommer haben wir bearbeitet, daß der ja sagt", sprach die Prinzeß, als der würdige Feldwebel sie verlassen hatte; „wie wir aber den Monsieur Bonnafox zu der vernünftigen Ansicht bringen sollen, Dich nicht zu heirathen, das weiß ich wahrhaftig nicht, da bin ich mit meinen Katechismus zu Ende."

„Ich muß auf die Zeit hoffen; es sind noch fast zwei Monate bis zu dem verhängnißvollen Trauungstage mit ihm", antwortete Regina, der das Herz schon

leichter geworden, da die Sorge wegen Brommer's Widerstand von ihr genommen war.

„Ja, ja, zwei Monate noch, denn jetzt haben wir erst September. Ach Du armes Ding, bist wirklich zu beklagen. Einen Liebsten zu haben, der Gott weiß wo in der Welt herumrennt und nicht wiederkommen darf, und einen Bräutigam als ein Gespenst ansehen zu müssen, vor dem Dich die Gänsehaut überläuft, das ist doch erschreckliches Unglück! Du bist immer die Gelieferte, die Schmerzvolle. Da bin ich mit meinem Herrn vom Leder, wie mein durchlauchtiger Papa so schön meinen Herrn Bräutigam titulirt, doch tausendmal besser daran."

## II.

Der Nachmittag war prächtig. Die Sonne schien so warm hernieder, daß man sich leicht der Täuschung hingeben konnte, man stehe in den ersten Tagen des August; aber eben dieser hellglänzende Sonnenschimmer zeichnete auch die an den Bäumen hin und wieder sich färbenden Blätter auffallender aus, sodaß man unwillkürlich an die ersten Zeichen des Alters, die ergrauenden Haare auf dem Kopfe und im Barte eines noch in voller Rüstigkeit stehenden Mannes erinnert wurde. So auch war der Wald ein noch in ziemlich voller Kraft prangender Kämpe gegen Sturm und Wetter, und das Herz ging Jedem auf in seinem Anschauen, wie er vom Sonnengolde von den Wipfeln bis zu den Füßen seiner markigen Stämme durchflossen so lustig aussah, fast wie in den Tagen des Frühlings. Freilich mit den Sangesbrüdern in den

Aesten und Zweigen war eine große Veränderung vorgegangen. Nur einzelnes Gezirpe ließ sich dann und wann vernehmen; die fröhlichen Lieder, die sie gesungen, waren dahin, wie alles Liebliche ja ein Ende nimmt.

Herr Leupold hatte auf der Bank vor der Langermann'schen Wohnung Platz genommen, und auf dem Tische vor ihm stand ein Stamper voll stark duftenden Wacholderbranntweins, auf dessen Bereitung Frau Martha sich so besonders gut verstand und sich auch nicht wenig einbildete, daß Durchlauchtchen dann und wann äußerte: „Sie hat's weg, einen Wacholder herzustellen, der einem bis in die Nieren geht. In Holland nennen sie den Wacholder Genevre, aber es wäre hundsföttisch zu sagen, daß er um einen Deut besser schmeckte als der Ihre."

Um dieses Lob an den Mann, das heißt zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, kredenzte Frau Martha Jedem, der in ihrem Hause zu verkehren hatte, einen Stamper dieses tugendbelobten Feuerwassers, wobei sie nie unterließ, zu bemerken, daß Durchlauchtchen, gewiß ein urtheilsfähiger Branntweinkenner, ihrem Schnaps den Vorzug vor dem berühmten holländischen „Schöneber" gebe.

Der alte Peter stand an der Seite der Bank, auf

der sein Jagdherr Platz genommen, gleich einer Schild- wache. Zwischen Herrn Leupold und ihm herrschte wieder das beste Einverständniß, denn daß der weiß- haarige Waidmann einmal das Rauhe herausgekehrt, hatte den Durchlauchtigen durchaus nicht beleidigt. Er ließ es gern geschehen, sich so abgetrumpft zu sehen, wie er selber den Leuten begegnete. Daß der Alte ihm den Hirschfänger so zu sagen vor die Füße geworfen, das sah der Fürst als ein ganz achtungswerthes Zeichen von Mannheit und Muth an — ein Feigling hätte dergleichen gar nicht einmal zu denken gewagt — und daher machte diese Zornesthat des rabiaten Alten diesen Herrn Leupold noch viel lieber, als dies bis dahin der Fall gewesen, und er gab ihm vielfach Beweise von Wohlwollen.

Am andern Ende der Bank stand der Neffe Gott- fried. Onkel und Neffe glichen zwei Schildhaltern, Herr Leupold aber stellte ein lebendiges Wappenbild in seiner Person dar und zwar einen seiner berühmtesten Ahnen, Albrecht den Bären, denn selbst in der besten Laune trug sein Aeußeres immer einen bärenhaften Anstrich.

Beruhigende Wirkung schien der „Schöneber" Frau Martha's eben noch nicht bei Sr. Durchlaucht herbei- geführt zu haben, denn Herr Leupold schnitt ein

bitterböses Gesicht und brummte ärgerlich Allerlei vor sich hin.

„Ja, sieht Er, Peter, das ist eben mein Chagrin", hob er nach einer Weile an. „Fängt wohl ein Teufel Krieg an? Das Menschenvolk verlappt und verlumpt bei dem ewigen Frieden; 's ist 'n wahres Lasterleben, wenn sich jeder Schafskopf mit dem Gedanken zu Bette legen kann, wie er sich morgen an seinem Leibgericht den Wanst vollfressen will. Das rührt aber nur daher, daß die Kerle mit den Gänsekielen gleich dazwischen fahren, wenn man mal denkt, jetzt kommt's zum Pauken. Diese Kerle — kann's nicht sagen, wie tief ich die Brut im Magen habe — sind nichts als elende Schneidergesellen, die, wenn der Rock auf der einen Seite abgetragen und schäbig aussieht, ihn stürzen und wenden, daß er noch 'n paar Jährchen mitgehen soll. Straf' mich Gott, wenn nicht einmal frische Luft durch einen ordentlichen, rechtschaffenen Krieg unter die Menschheit gebracht wird, werden wir alle noch zu Unken."

Da weder der alte Peter noch sein Neffe diesem Aergerausbruch Herrn Leupold's beizustimmen sich berufen fühlten, so endete er wie so viele andere Gemüthseruptionen des Durchlauchtigen, das heißt er theilte das Schicksal eines Wirbelwindes, der plötzlich daherrast, um ebenso plötzlich zu verschwinden. Es folgte

eine Pause, in der der Gewaltige seinen Blick auf die grüne Welt richtete, die jetzt so lieblich im Sonnenglanze des schönen Nachmittags sich zeigte. Diese vom warmen Lebenshauche durchtränkte Waldherrlichkeit verhüllte gleich einem Zaubergewand den Beginn der in dem hin und wieder sich stark bemerkbar machenden Blättergelb leise sich andeutenden stummen Todtenfeier, die langsam, aber rastlos fortschreitend, an den Reizen dieser schönen Natur sich vollzog. Ob das Anschauen derselben oder der Hang zu auffallenden Sprüngen in seinen Stimmungen und Launen Herrn Leupold veranlaßte, seinen Aerger über den heillosen Frieden zu vergessen, blieb unentschieden. Fast heiter wendete er sich dem Gottfried mit der Frage zu:

„Er hat also Sr. Majestät dem Kaiser meinen Jux als Leiermann im Mohren erzählt?“

„Ja, Ew. Durchlaucht, habe das. Weil ich da selber mitgethan habe, konnte ich's auch aufs Haar genau. Se. Majestät haben dermaßen gelacht, daß Allerhöchst Ihnen die Augen voll Thränen gestanden haben, und hat der Spaß Ihnen so wohlgefallen, daß ich ihn habe öfter wiederholen müssen, wenn hohe Herren zugegen waren.“

Herr Leupold rieb sich vergnügt die Hände und sagte lachend:

„Na, da ist die kaiserliche Majestät doch einmal aus Ihrem traurigen Einmaleins aufgerüttelt worden; hat auch sein Gutes. Höre Er, Peter, das kann Er mir nachsagen: wir beide, ich und Er, passen nicht an den kaiserlichen Hof. Da muß man zwischen Eiern gehen lernen, und wer das nicht kann, schießt einen Bock nach dem andern. 's ist freilich schon manches Jährchen her, daß ich dort war, aber ich hatt's satt, satt bis hierher." Ein Strich mit den Fingern unterhalb des Kinns bezeichnete die Höhe, welche der Fürst meinte. „Denke Er sich, Alter, ich mußte mich im Reverenzenmachen üben. Hahaha! Die Kerle dort mögen nicht schlecht über meine spanische Reverenz vor kaiserlicher Majestät erschrocken sein. Sind nur Halbmenschen, Hanswürste, Nürnberger Pfefferkuchenzeug."

Der alte Langermann ließ ein pflichtschuldiges Brummen, das vielfach gedeutet werden konnte, vernehmen. Der Fürst hatte sich indeß durch diese Erinnerung in so gute Laune versetzt, daß er ohne weiteres von seinem Debüt am Wiener Hofe erzählte, welches in der That ganz geeignet war, auch einen Hypochonder lachen zu machen. Bei einer vom Kaiser Leopold I. ihm gewährten Audienz wollte er in seiner damals schon (1694) bärenhaften Weise dem

Kaiser die Hand schütteln, was aber noch rechtzeitig von dem kaiserlichen Thronfolger (Joseph I.) verhindert wurde, indem dieser schnell des dessauer fürstlichen Recken Hand selbst ergriff, wodurch die wegen dieses deutschehrlichen Attentats in höchste Ueberraschung versetzte Leopoldinische Majestät sich vor dem beispiellosen Durchbruch der üblichen Form allertiefster Unterthänigkeit glücklich bewahrt sah.*)

Es war sehr erklärlich, daß sich ein Naturmensch, wie Herr Leupold war, der an den Späßen einer tief untergeordneten Menschenklasse Vergnügen fand, gegenüber dem alle Vernunftbegriffe überspringenden Formenzwang am kaiserlichen Hofe sehr unwohl fühlen mußte. Das beste Andenken aus jener Zeit seines Aufenthalts zu Wien war das herzliche Gelächter, das er jetzt diesen Erinnerungen zollte, denn er war Mensch, beladen mit allen Makeln dieser Species im großen Schöpfungsreiche, während die kaiserliche Majestät im

*) Die spanische Grandezza am Wiener Hofe spottete aller Vernunft. Als Kaiser Karl VI. im Jahre 1732 mit König Friedrich Wilhelm I. von Preußen zu Kladrup in Böhmen eine Zusammenkunft hatte, schärften die Minister dem Kaiser vorher ein: „daß Allerhöchstderselbe bei solcher Entrevue die Hand Ihme (dem König) umb so weniger geben könnten, als ein solches res summae consequentiae und Dero Allerhöchsten Kaiserlichen Authorität nachtheilig, übrigens aber auch bei denen Königen von Frankreich und England eines großen Auffsehens Ursache wäre."

Traume als Gottheit dahinlebte und doch zuweilen sehr unangenehm an dem mit goldgestickten Purpurgewändern überhangenen Körper seiner Sterblichkeit Schwäche empfand.

Die bei Herrn Leupold einmal ins Sprudeln gekommene Laune äußerte sich noch in folgender Frage an den alten Peter:

„Hat Ihm Sein Neffe schon erzählt, was am Wiener Hofe für ein merkwürdiger Prunk bei den Opern getrieben wird? Lasse Er sich das mehr als einmal erzählen. Vielleicht bekommt Er da Lust, mir den Dienst aufzusagen und zu kaiserlicher Majestät überzugehen. Er ist ja so 'n blutjunger Schwerenöther, der gleich bei der Hand ist, mir den Stuhl vor die Thür zu setzen."

„Halten zu Gnaden, Durchlaucht", antwortete der Alte, „'s ist doch ein Unterschied dabei, ob's der Kaiser oder ein anderer deutscher Reichsfürst ist, der einen alten treuen Diener malträtirt."

„Oho, bin ich in meinem dessauischen Lande nicht gerade so viel Herr wie der Kaiser in dem seinen?" fuhr jener auf.

„Ausreden lassen, Durchlaucht", entgegnete Langermann grob. „Es ist nicht Waidmannsbrauch, daß man die Lancirhunde stoppt, ehe nicht die übrige Meute auf die Fährte des flüchtigen Hirsches angelegt ist."

„Hast Recht, Peter“, stimmte Herr Leupold aufrichtig bei. „Na, rede weiter. Bin doch begierig, was Du gegen mich zu Tage bringen kannst.“

Peter Langermann fuhr fort:

„Se. Majestät der Kaiser ist ein Herr, der ganz allein auf einem hohen Berge wohnt. Von obenher kommen ihm Sonne, Mond und Sterne zu Hülfe, daß er immerdar im Lichte sitzt, und selbst am kürzesten Tage hat er den Morgen viel eher und den Abend viel später als die Leute am Fuße des Berges. Daher weiß er auch nichts Genaues, wie es da unten hergeht, mit den Leuten in der Tiefe ist sein Herz nicht verwachsen, denn die ganze Berghöhe liegt zwischen ihm und ihnen; aber seine Fürsten müssen es wissen, die stehen auf den Berghängen, schauen zu ihm auf und kennen auch die Menschen drunten im Thale. Das will was sagen, und wenn so ein Herr gegen Recht und Gewissen Schlimmes thut, dann ist's eine doppelte Sünde und Schande, und dreinschreien muß man, daß es ihm an die Rippen pocht. Das ist der Unterschied zwischen dem Kaiser, dessen Augen vom vielen Lichte nicht gewöhnt sind, in der Tiefe etwas zu erkennen, und den Fürsten, die an Licht und Dunkel gewöhnte Augen haben, und absonderlich Ew. Durchlaucht, ein unter uns aufgewachsener Herr, der seinen

Ruhm nicht etwa durch das vornehme Bissel Menschheit erworben hat, sondern durch die Leute aus dem Volke, die ihm mit ihrem Blut und Leben treu gedient haben in schlimmster Zeit wie im Frieden."

Herr Leupold saß noch eine Weile schweigend, nachdem der weißhaarige Waidmann seine Standrede beendet hatte. Dann hob er das gesenkte Antlitz hoch auf, schüttelte gleich einem Löwen, der den Reichthum seiner Mähne zeigen will, die ihm an beiden Schläfen lose herabhängenden Haarbüschel von den dunklen Wangen ab, warf einen langen Blick auf den alten Peter und rief lachend: „Er ist doch ein neunhäutiger Schwerenöther!" Und ihm die Hand reichend, fuhr er im besten Humor fort: „Wenn Er vielleicht umsatteln und Schulmeister werden will, den besten Posten soll Er haben, das verspreche ich Ihm, denn Leute wie Er, die sich aufs Textlesen so verstehen, sind schon was werth. Na, abgemacht, Friede zwischen uns. Schlage Er ein, Langermann, wir bleiben doch die Alten, trotzdem Er ein verflucht rappliger Kerl ist."

„Na — und Ew. Durchlaucht nicht etwa?"

„Derrière!" rief der Fürst, und dies Commando, das beim Trainiren der Jäger dem Kopfhund der Meute zuruft, wenn diese gestoppt, das heißt im Verfolgen der Hirschfährte angehalten werden soll, um

Hunde und Pferde an Gehorsam zu gewöhnen, übte auf den altgedienten Waidmann eine wahrhaft magische Kraft, kein Laut überflog seine Lippen mehr.

Aufgefordert von Sr. Durchlaucht, mußte Gottfried von dem asiatischen Ceremoniel bei den kaiserlichen Opernaufführungen erzählen, wie da die Majestäten in rothsammtnen, goldverzierten, auf einer vor der Bühne erbauten und mit rothem Sammt überdeckten Estrade stehenden Armsesseln säßen und an jeder Seite des kaiserlichen Ehepaars ein knieender Page mit vergoldetem Pfauenwedel ihnen Kühlung zufächeln müsse, was Herrn Leupold, dessen deutsches Wesen dem spanischen Firlefanz von Menschenvergötterung schroff gegenüberstand, vielen Spaß machte, da es mit zu seinen Wiener Erinnerungen zählte. Eben hatte Gottfried angefangen, noch andere Seltsamkeiten zum Besten zu geben, als Se. Durchlaucht ihn plötzlich mit dem Ausrufe unterbrach: „Alle tausend Teufel, da kommt ja der Brommer mit dem Almarich!"

„Ja, so ist's", stimmten Onkel und Neffe bei.

„Aha, hat sich mein Schwerenöther anders besonnen? Hab's gleich gewußt. Na, da gratulire Er sich, Gottfried, die Bille ist Ihm nun sicher."

„Der Brommer ist über acht Wochen nicht hier gewesen", bemerkte Peter.

„Ja, der Kerl hat 'n verflucht harten Schädel, kenne das schon.“

„Schade, daß der Almarich mit meinem Neffen abreisen wird. Vielleicht bleibt er noch 'ne Zeit, scheint hier was Liebes gefunden zu haben.“

„Weiß ich auch, hat ein Judenkind in Witterung. Mir kann's recht sein. Als junger Kerl treibt man's einmal nicht anders. Du wirst auch kein heiliger Petrus gewesen sein, Alter.“

Diese Wechselreden fanden ihr Ende, indem der Fürst sich hinter dem Tische aufrichtete und mit einer wie Posaunenton schallenden Stimme seinem Feldwebel entgegenrief: „Heda, Brommer, bringt Er mir etwa eine Depesche, daß der Teufel irgendwo losgegangen und wir marschiren müssen? Straf' mich Gott, zehn Dukaten schenk' ich Ihm auf der Stelle für die gute Post.“

„Halten zu Gnaden, Durchlaucht, die ganze liebe Christenheit ist ruhig, der Türke hat noch 's Reißen von Anno 83 her, wo sie ihm den Kopf mit Säbelklingen und etwelchem Geschütz gewaschen haben. Schade, daß wir nicht dabei gewesen sind.“

„Man muß auch Andern ein Plaisir gönnen“, lachte Herr Leupold. „Es steht zu hoffen, daß sich doch mit der Zeit irgend eine Teufelei ereignet, bei

der wir auf gut Dessauisch den Kehraus aufspielen können. Will Er meinen alten Peter da besuchen?"

„Ja, Durchlaucht, und den da, seinen Neffen. Habe mir's überlegt, was Durchlaucht gnädigst mir auseinandersetzten, und habe nichts mehr dagegen, wenn der kaiserliche Musikante mit meiner Bille sich in den Ehestand hineingeigt."

„Vater Brommer, tausend, tausend Dank!" jubelte Gottfried Langermann, ihn beide Hände schüttelnd.

Se. Durchlaucht rieb sich höchst vergnügt die Hände und rief in bester Laune: „Er ist'n hartnäckiger Sadrach! Wußt's schon, daß Er klein beigeben würde — kenne Ihn — kenne Ihn."

Ueber des Feldwebels Gesicht flog ein listiges Lächeln, da er besser als sein erhabener Gönner und ehemaliger Spielkamerad das Motiv kannte, welches ihn zu dieser Nachgiebigkeit bewogen. „Ja, 's muß so sein", gab er zur Antwort. „Unsereiner ist 'n dummer Kerl, der's Feuer nicht eher merkt, als bis es ihm auf die Nägel brennt."

Herr Leupold verstand diese Anspielung nicht, er hatte keine Ahnung davon, daß sein geliebtes Prinzeß Töchterlein und das dem Brommer abgelegte Geständniß des Gesellschaftsfräuleins von Milagsheim die Ursache von dessen Sinneswandlung war. Ganz vergnügt

und mit der Faust auf die Tischplatte schlagend, daß es krachte, schrie er mit gewaltiger Stentorstimme: „Und bei meinem alten Peter wird die Hochzeit abgehalten, so soll's sein! Ich bin dabei, wie sich von selbst versteht.“

„Dann geht's fröhlich mit meiner jungen Frau nach Wien!“ jauchzte der glückliche Hochzeiter.

„Und ich begleite Ihn“, setzte Gottfried Almarich bei.

„Er sollte eigentlich noch dableiben, Almarich, bis nach der Hochzeit meiner Louise. Wir werden prächtige Jagd dazu haben in allerhöchster Gesellschaft“, meinte der Fürst.

„Ich könnte durch längeres Ausbleiben leicht die gute Stelle verlieren, die meinem Oheim, Doctor Weilenberger, für mich in kaiserlicher Jägerei in Aussicht gestellt ist.“

„Na, da will ich Ihn nicht halten, hoffe, daß Er Seinem hiesigen Studium dort Ehre machen wird.“ Ein lustiger Gedanke schien ihm plötzlich zu kommen, er lachte hell auf und sagte: „Höre Er, Almarich, noch eins. Er schwänzelt da, wie ich gehört habe, bei dem Juden Löbel Aaron in Aken herum, der 'n paar hübsche Mädel haben soll.“

„Durchlaucht —“

„Na, thu' Er nicht zimperlich. So 'ne hübsche Judenhexe ist auch Wild, das 'n rechter Kerl nicht aus dem Garne lassen wird, und Ihn halte ich dafür." Und wieder schlug der Durchlauchtige ein weithin schallendes Gelächter auf und rief: „Da thu' Er sich und mir den Gefallen und räuchere Er den Racker von Juden tüchtig an. Er versteht's wohl, was ich damit meine?"

Gottfried Almarich lachte unwillkürlich über die seine Gänge nach Aken so sehr begünstigende Täuschung, in der sich Herr Leupold befand, und dieser sah in dem Lachen des bei ihm sehr beliebten siebenbürger Forststudenten, wie er den Gottfried Almarich zuweilen titulirte, nur dessen Beistimmung zu dem ihm ertheilten guten Rathe. Ein halbes Stündchen später bestieg der dessauische Jagdherr sein Roß und verließ in einer selten bei ihm vorkommenden rosenrothen Laune die kleine Gesellschaft, von der allein der alte Peter Langermann keine Ursache hatte, besonders fröhlich zu sein, denn wenn er daran dachte, daß, sobald sein Neffe und auch der Almarich abgereist sein würden — und beide waren ihm liebe Hausgenossen geworden — er zum einsamen Manne werde, da trübte sich sein Blick in die Zukunft gar sehr, er hatte ein Vorgefühl, wie traurig es sei, in alten Tagen ver-

waist an Freunden zu sein. Der aus der Stadt nach Hause kommenden Frau Martha verbarg er natürlich das, was ihn drückte, da vieles Reden überhaupt nicht seine Sache war.

Am andern Morgen befand sich Gottfried Almarich schon zeitig auf dem Wege nach Aken. Sein junger Herr mußte schnell erfahren, wie die finstern drohenden Schatten, die seiner Erwartung einer glücklichen Lösung seines und des Geschicks Regina's sich entgegengestellt, so unerwartet schnell verschwunden waren. Hubert hatte die letzten Tage in seiner Einsamkeit sehr traurig verbracht. Die Lichter, die seine leicht angeregte Phantasie sich selbst als hellstrahlende Hoffnungssterne entzündet, erloschen täglich mehr, als die Aussicht schwand, daß die Hochzeit Sibyllens mit Gottfried Langermann zu Stande kommen werde. Konnte er Regina zumuthen, ihren guten Ruf zu vergessen und mit ihm allein zu fliehen? Auch würde sie das Ansinnen, ohne weibliche Begleitung zur Flucht sich zu entschließen, unter allen Umständen ihrer Ehre und Selbstachtung wegen zurückgewiesen haben. Unter Sibyllens Schutz verlor dagegen diese Flucht jede unehrenhafte Deutung. Wie sollte aber Feldwebel Brommer's unerschütterliche Weigerung, seine Einwilligung zur Verheirathung seiner Tochter zu geben, ge-

brochen werden? Vergebens erschöpfte sich Hubert im Nachdenken, wie dieser Stein des Anstoßes, der so große Rückwirkung auf sein und Regina's Geschick äußerte, zu beseitigen sein dürfte, ehe Sibylle sich nothgedrungen zur Entdeckung ihres Geheimnisses entschließe.

Unter diesem beängstigenden und doch vergeblichen Denken erblühte ihm nur aus dem Rückblick auf seine Vergangenheit gewissermaßen ein Trost. War es nicht ans Wunderbare grenzend, aus welchen wahrhaft entsetzlichen Lagen, wo er sich ganz verloren glaubte, ihm unerwartet Rettung geworden, als wirke eine unsichtbare Macht für ihn? Hubert ertappte sich hier auf einer Hinneigung zum Aberglauben, den er gern von sich abgewehrt und verspottet hätte und der doch für ihn sogar den Anhauch des Heiligenden hatte.

Auf seiner Brust ruhte noch der von Miriam ihm vor seiner Flucht aus Debreczin um den Hals gebundene Talisman aus dünnem Silberblech. Ihre Worte: „Sonne, Mond und Sterne werden Dich in der Noth nicht verlassen", klangen ihm ins Ohr, als würden sie eben erst gesprochen. War er auch zuweilen entschlossen, sich dieses Zeichens des Aberglaubens zu entäußern, es von sich abzuthun, so hielt ihn doch eine Scheu von diesem Thun ab. Welchen Un-

dank wollte er begehen! Miriam's zarte Gestalt trat dann vor sein geistiges Schauen. Wie hatten ihre dunklen Augen geglänzt vor Freude, als sie, ihrem Wahne zufolge, ihn durch den nun in seinen Besitz übergegangenen Talisman gefeit gegen jedes Unglück wußte! Hatte sie einen größern Schatz, ein höheres Heiligthum als dies Erbstück der Tschangwi-Familie, deren Letzte sie war, hinzugeben? Mit rührender Herzenstreue hatte sie, um ihn vor Unheil bewahrt zu wissen, dem Theuersten, das sie besaß, entsagt. Eine tiefe Scham bemächtigte sich Hubert's, daß er fähig sein könnte, so der Treue zu lohnen, und zuweilen wollte es ihn bedünken, als ob ihr Spruch: „Sonne, Mond und Sterne werden Dich in der Noth nicht verlassen", doch an ihm schon öfter zur Wahrheit geworden. Nur jetzt, jetzt schien seine Wirksamkeit erlahmt, keine Hülfe mehr denkbar.

Gottfried Almarich's Botschaft zerstreute indeß plötzlich die schwer auf ihn niederdrückenden Schatten des Mißgeschicks, wie mit einem Zauberschlag veränderte sich die Situation aus Dunkel zum Licht. Als Gottfried ihn wieder verließ, hatten sie alles zu Geschehende mit einander besprochen. In Dessau aber ging es wie ein Lauffeuer herum, daß der kaiserliche Musikante mit der Jungfer Sibylle Brommer an diesem Morgen zum

Herrn Superintendenten gegangen sei, um Aufgebot und Trauung zu bestellen.

Frau Martha sorgte nach Kräften dafür, daß dies Ereigniß nach allen Seiten hin umständlichst besprochen wurde. Durch sie wußte die ganze Stadt, welches Hinderniß bisher der Trauung ihres Neffen mit der Brommer'schen im Wege gestanden, und jetzt, wo sie sich der ganz besondern Genugthuung, Durchlauchtchen als Hochzeitsgast in ihren vier Pfählen zu sehen, erfreuen sollte, vertraute sie ihren guten Freundinnen und Bekannten unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß Herr Leupold den Brommer derart zurecht gesetzt, daß der Eisenkopf das Nachgeben doch für das Rathsamste gehalten habe.

„Nur immer an die rechte Schmiede gegangen, da setzt man Alles durch", meinte Frau Martha, in dem Gaudium schwelgend, daß sie die Veranlassung gewesen, welche die Sinnesänderung des würdigen Feldwebels bewirkt; indeß dies stolze Bewußtsein erlitt einen harten Stoß, als die Fürstin bei einer von ihr gemachten Promenade im Thiergarten ihr erklärte, daß sie nicht glaube, Brommer habe sich durch ihres durchlauchtigen Gemahls geäußerten Wunsch, diese Heirath zuzugeben, bestimmen lassen, denn er hätte demselben den entschiedensten Widerstand entgegenge-

setzt, was Herrn Leupold in den heftigsten Zorn und zu dem Ausspruch gebracht: er werde sich künftig den Teufel um derlei Geschichten kümmern, denn er müsse dem Brommer Recht geben, daß er als Vater die Befugniß besitze, ohne Einmischung Anderer über sein Mädel nach seinem Gutdünken verfügen zu können. Sie, die Fürstin, vermuthe daher, daß irgend eine andere Ursache den Brommer zur Aenderung seiner Anschauung von seiner väterlichen Gewalt bewogen haben müsse, er aber schlau genug sei, ihren durchlauchtigen Gemahl des guten Einvernehmens wegen bei dem Gedanken zu lassen, die nun gegebene Einwilligung entstamme nur der durch dessen dringende Vorstellung ihm aufgegangenen bessern Einsicht.

„Ach, diese Männer, diese Männer! Da ist einer wie der andere, harte Köpfe wie von Eisen — mein alter Peter ist um kein Haar anders“, klagte Frau Martha. „Aber ich bin auch nicht von heute und gestern; der Brommer soll mir beichten; das soll er; ich bring's schon dahin.“

Das Resultat der Ueberzeugung von ihrer Klugheit dem Feldwebel gegenüber war kein ihre Wißbegierde lohnendes. Brommer gab ihr zur Antwort: „Ich sehe den lieben Ehestand für 'ne Campagne an,

die nur dann gut ausgeht, wenn die Alliirten tapfer zusammenhalten, und weil meine Bille sich nun einmal ihren Alliirten gewählt hat, mag sie sehen, was sie mit ihm aufsteckt."

Frau Martha hatte glücklicherweise in diesen Tagen viel Ableitung für den schweren Aerger, den sie darüber empfand, denn die auf Befehl Herrn Leupold's in ihrem Hause abzuhaltende Hochzeit setzte sie in bedeutende Rührigkeit. Da sollte Alles aufs schönste glänzen, und war's denn nicht voraussichtlich die letzte feierliche Gelegenheit in ihrem vorgeschrittenen Leben, wo sie als gute Wirthin sich zeigen konnte? Der Gedanke verlieh ihr eine so große Befriedigung, daß sich ihm selbst der an die Abreise des Neffen Gottfried und ans wahrscheinliche Nimmerwiedersehen desselben unterordnete.

Die Tage vergingen rasch, und Durchlauchtchen hielt pünktlich Wort und stellte sich zum Hochzeitsschmause mit einer so heitern Laune ein, als sei es von seiner Seite gar nicht möglich, ein Wässerchen zu trüben. Brommer leistete ihm die trefflichsten Secundantendienste im Erzählen einer unerschöpflichen Menge von Späßchen, sodaß das Gelächter der kleinen Tischgesellschaft gar kein Ende nehmen zu wollen schien. Während einer der doch zuweilen eintretenden Pausen

nahm Herr Leupold den glücklichen Hochzeiter auf die Seite und sprach zu ihm:

„Höre Er, Langermann, halt' Er einmal die Ohren steif, daß Er das capirt, was ich Ihm sage. Mit Seiner Jagdpfeiferei war den Teufel nichts, über Seine Geigerei kann ich weiter nichts sagen, schon aus Respect vor Sr. kaiserlichen Majestät. Ist mir angenehm, daß der kaiserliche Herr jetzt weiß, daß die dessauischen Landeskinder auch nicht grade hinter'm Zaun aufgewachsen sind wie Unkraut. Nun habe ich aber zu Ihm das Vertrauen, daß Er auch niemals vergessen wird, was die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit eines rechtschaffenen Landeskindes ist."

„Durchlaucht", antwortete der so liebevoll Ermahnte, die Hand betheuernd aufs Herz legend; aber zu weiterer Versicherung seiner unterthänigsten Loyalität gelangte er nicht, denn Herr Leupold fiel für einen Augenblick aus seiner Rolle eines gutmüthigen Landesvaters und schnauzte ihn grob an:

„Halt' Er's Maul! Höre Er erst, was ich Ihm stecken will."

Der schnelle Uebergang aus dem Tone der Leutseligkeit in den der Grobheit erschreckte Gottfried so sehr, daß er sichtbar zusammenfuhr. Der Fürst bemerkte das und fragte lachend:

„Na, Er ist doch nicht etwa von Marzipan, daß Er zusammenbricht, wenn man ein wenig verständlich mit ihm parlirt? Paß Er auf, Herr Musikante, was ich Ihm zu sagen habe. Wie ich aus Sr. kaiserlichen Majestät durch Ihn mir überbrachtem Handbillet zu meiner größten Befriedigung ersehen, ist Er sehr gut bei dem allergnädigsten Herrn angeschrieben. Diese allerhöchste Gunst kann Er für mich zum Nutzen anwenden. Der Gräfe, mein Agent zu Wien, wird Ihn unterrichten, was Er so gelegentlich vor kaiserlicher Majestät Ohr bringen soll und wie Er das einzufädeln hat, versteht Er? Denn bei subtilen und delicaten Dingen kommt viel darauf an, wie sie dem, der sie zu hören bekommen soll, vorgebracht werden. Da hätte Er nun genau darauf zu merken, was des Kaisers Majestät dabei verlauten läßt; das rapportirt Er dem Gräfe wieder. Hört Er?"

Herr Leupold ließ eine kleine Pause eintreten, in welcher Gottfried Langermann durch ein stummes Kopfnicken, da eine mündliche Antwort ihm jedenfalls wieder ein grobes „Maulhalten" eintragen konnte, seine Bejahung ausdrückte. Fast schien es, als wolle der Fürst mittels seines durchdringenden Blickes, den er auf den vor ihm Stehenden richtete, auf dem Grunde von dessen Seele jeden etwa sich scheu berbergenden Ge-

danken aufspüren, indeß Gottfried Langermann hielt zum Glück dies Anstieren ohne Aeußerung von Furcht aus, und alsbald mäßigte sich auch der funkelnde Blick. Se. Durchlaucht faßte wie vertraulich spielend den obersten Knopf am Rocke des jungen Mannes zwischen die Spitzen zweier Finger, und ihn an demselben ganz dicht an sich heranziehend, fragte er: „Weiß Er, warum ich das von Ihm verlange? Weil es einen großen Nutzen haben muß, wenn der allergnädigste Herr schon vorher, ehe eine Sache auf dem gewöhnlichen Wege vor Allerhöchstdenselben gebracht wird, im guten Sinne davon unterrichtet oder so zu sagen verständigt ist. Das schlägt eine Menge Fissemadenten und dagegen aufgebrachter Kinkerlitzchen gleich im voraus aus dem Felde. Versteht Er, Gottfried, da liegt der Hund, von dem ich rede, und denke ich mir, da Ihn das Reden zu meinen Gunsten nicht einen rothen Pfifferling kostet, wird Er es wohl als 'ne Art Recompense oder Revanche ansehen, erstens: weil ich Ihn nicht unter meine Kerle gesteckt habe, Er Schwerenöther! und zweitens: aus Dankbarkeit, daß meine Gemahlin Ihm so unter'm Wusch fortgeholfen hat."

„Was in meinen schwachen Kräften steht, Ew. Durchlaucht mich nützlich und dankbar zu erweisen,

wird gewiß geschehen!“ rief Gottfried Langermann betheuernd.

„Na gut, gut, ist mir lieb; vertraue Ihm, Er wird doch kein Hundsfott an Seinem Landesvater sein? Da spiele Er nun Seine Geige kaiserlicher Majestät aus Fis- oder Rißmoll, wie das Ding bei dem Musikantenvolke heißt, und nebenbei — na, Er weiß ja jetzt alles Nähere.“

Sr. Durchlaucht gute Laune blieb bei dieser einfachen Hochzeit ausdauernd, und als er am Spätabend das Langermann'sche Haus, wo es seit vielen Jahren nicht so lustig zugegangen war wie heute, verließ, da verabschiedete sich auch Gottfried Almarich von ihm mit aufrichtigen Dankesbezeigungen, denn morgen wolle er in Gesellschaft des jungen Ehepaares die Reise nach Wien mit antreten. „Soll mich freuen, wenn ich mal höre, daß Er kaiserlicher Forstmeister geworden ist“, sprach der Dessauer freundlich. „Das Zeug hat Er dazu. Erinnere Er sich manchmal meiner und wünsche ich Ihm gute Fährte durchs ganze Leben.“

Der nächstfolgende Tag gestaltete sich frühzeitig als das grellste Widerspiel des vergangenen. Frau Eva's rothgeweinte Augen deuteten an, daß ihr die ganze Bedeutung dessen, was ihr heute bevorstand,

schwer aufs Herz falle. Eine Tochter vielleicht für immer aus dem Hause scheiden zu sehen, greift tief ins Mutterherz, und Frau Eva gehörte trotz ihres robusten, energischen Naturells doch zu den Frauen, bei denen die zarten und weichen Töne oder Empfindungen wegen ihrer Seltenheit mächtigen Eindruck bewirken. Je näher die Mittagsstunde heranrückte, wo die Abreise Sibyllens mit ihrem Langermann und dem Gottfried Almarich als beider Begleiter stattfinden sollte, desto thränenreicher zeigte sich Frau Eva, und als endlich der Wagen vorfuhr, den der junge Ehemann von einem ihm bekannten Bauer eines einige Stunden von Dessau entlegenen Dorfes zur Fahrt nach Leipzig gemiethet, und Peter Langermann nebst Frau Martha und Almarich sich eingestellt hatten, da brach die Frau Feldwebel in helles Weinen aus, ein Umstand, welcher den würdigen Brommer zu schwerem Aerger reizte, denn Thränen waren ihm überhaupt ein Greuel, und es erschien ihm höchst unstatthaft, daß die Ehehälfte eines dessauischen Grenadierchargirten ein solch klägliches Beispiel gab.

Mit einem gewaltigen Donnerwetter machte er dem von seiten seines Weibes immer wieder erneuten Abschiede ein schnelles Ende. „Wenn die Soldaten alle flennen wollten, sobald es eine Batterie zu stür=

men gibt, würde 'ne Sündflut daraus entstehen, die gleich im voraus das halbe Regiment ersäufte", bewies er sehr schlagend. „Drauf und dran, wie unser durchlauchtiger Herr Leupold bei solchen Gelegenheiten zu commandiren pflegt, ist immer das Beste. Und die Bille braucht keine Batterie zu stürmen, das macht einen Unterschied, denke ich; die Bille ist Kriegsgefangene in bester Form."

Diese weisheitsvolle Erklärung des vorliegenden Falls entschied das schnelle Ende des Abschieds. Der Wagen rollte fort, und während Frau Eva den Scheidenden ein sehr schmerzliches Lebewohl nachrief, standen ihr Herr Eheliebster, der musterhafte Feldwebel, auf den die dessauische Durchlaucht mit Recht stolz sein konnte, und sein Sohn, der Leupold, der jüngste Grenadier, neben einander wie in Reih und Glied und machten ihr militärisches Honneur. Es war vollkommen unmöglich, daß der würdige Brommer seiner scheidenden Tochter eine größere Ehre erweisen konnte, weil er es nicht anzufangen gewußt hätte, seinem Kriegsherrn einen andern Beweis seiner Zuneigung und Ehrerbietung zu geben.

Für die Dessauer war die Abreise des jungen Ehepaares ein Gegenstand von bedeutendem Interesse, denn sie gehörte in den Bereich des Ungewöhnlichen,

weil es keinen Hausrath aufzuladen gab, wie doch jede Neuvermählte ihrem Gatten mitbringt. Selbstverständlich bot dieser Umstand den Frauen Gelegenheit zu allerhand Bemerkungen. Mancher schien es ganz erschrecklich, ein leibliches Kind so viele Meilen weit von sich fort zu lassen, denn ein solches Scheiden sei doch fast um kein Haar anders als ein Begräbniß zu betrachten. Und eine dieser ehrenwerthen Mütter fand ein großes Bedenken darin, daß gerade heute, wo die junge Frau Bille Langermann in die Welt hineinreise, das Wetter, das bisher so heiter und schön gewesen, sich auffällig verändert habe. Das könne man nicht als besonders gutes Zeichen ansehen. Der Himmel zeigte allerdings ein sehr trübseliges Gesicht. Das freundliche Blau, in dem noch gestern die Sonnenstrahlen ein blendendes Netz gewebt hatten, war einer dichten grauen Wolkendecke gewichen. Ohne prophetische Gaben zu besitzen, konnte man eine unheimliche Folge dieser gegen die Mittagszeit besonders auffällig hervortretenden Veränderung des Wetters voraussagen, und ehe noch der Abend niederdunkelte, zog schon ein kältender Nordwind durch die Gassen, der bald zum heftigen Sturm anwuchs und die Bewohner in ihre Häuslichkeiten scheuchte.

Im Schloßgarten ächzten und stöhnten die Bäume

unter diesem feindlichen Anprall, oben am finstern Abendhimmel wälzten sich tiefschwarze Wolken wie die Wogen eines aufgewühlten Meeres, von des pfeifenden und heulenden Sturms Gewalt getrieben, über die Stadt hin. An der Mauer des Schloßgartens fanden sich zwei Männergestalten ein. Es war so finster geworden, daß sie mit den Händen an der Mauer hintasteten, um die Pforte zu finden.

„Prächtigeres Wetter hätten wir uns nicht bestellen können“, bemerkte der eine von den Beiden. „Das ist so recht gemacht, um allerlei Teufelei unter den Mantel zu nehmen.“

Da der Andere, immer mit der Hand tastend, schwieg, sagte sein Gefährte: „Wir könnten eine Wette eingehen, daß unser Geschäft ganz trefflich von statten gehen wird. Dieser Blasius ist nicht mit Gold zu bezahlen. Ich möchte den sehen, der uns bei diesem Heidenwetter auf die Fährte kommen soll.“

„Hier ist die Mauerpforte“, sagte der Andere und fügte nach einer Pause in einem Besorgniß verrathenden Tone bei: „Der lange Libusch wird doch nicht furchtsam geworden sein?“

„Wer wird denn gleich das Schlimmste denken!“

„Oder Regina?“

Jener gab darauf keine Antwort, ein Beweis, daß auch ihm ein solcher Gedanke nicht fern lag.

Die Pforte befand sich in einer ziemlich tiefen Mauernische. Um sich gegen den daherbrausenden Sturm zu schützen, standen beide Männer in derselben. Das Schweigen zwischen ihnen war peinlicher Natur; ihre Gedanken, obwohl unausgesprochen, stimmten gegenseitig doch ganz überein, es waren Befürchtungen, hinsichtlich deren ihnen die Lust zur Unterhaltung verging. Nach einer langen, sehr langen Weile sprach einer von ihnen:

„Es ist etwas geschehen — wer weiß was? Ach, dem Sünder kann beim Weltgerichte nicht so bange in der Seele sein wie mir.“

„Nun, nun, Sie dürfen die Hoffnung nicht gleich aufgeben, Herr Graf“, redete der Andere. „Ich habe keine Furcht, daß Fräulein Regina sich so leicht von der Angst zurückschrecken lassen wird, und der Libusch ist ein kreuzbraver Kerl, für den bürge ich.“

„Gottfried, wenn, durch was es auch immer sein mag, dieser gut vorbereitete Plan zu nichte wird, schwöre ich's Dir zu, daß ich mich selbst Sr. Durchlaucht anzeige. Ich wanke und weiche nicht aus dieser Stadt ohne Regina.“

„Ach, dummes Zeug, sich selbst anzeigen! Das

wäre das schlechteste Ende, das — pst! Hören Sie nichts? Mir war, als hörte ich das Rascheln von Schritten im Garten."

Hubert drückte das Ohr in die Ecke, wo die Thür aufgehen mußte, und auch er hörte der Pforte näherkommende Schritte. „Du hast Recht; es nahen sich Schritte. Treten wir zurück."

Kaum standen sie außerhalb der Nische, als jenseits der Mauer ein nicht allzulauter Pfiff hörbar wurde.

„Libusch gibt das Zeichen", sagte Gottfried und antwortete auf gleiche Weise.

Der Schlüssel drehte sich langsam im Schlosse, dann that sich ebenso langsam die schmale Thür auf, durch die eben nur eine Person hindurchkonnte, und diese Person, die den nun offenen Raum einnahm, war der lange Libusch. „Alles richtig", sagte er leise, zur Seite hinaustretend, wodurch eine zweite Person sichtbar wurde, bei deren Anblick Hubert sich und Alles umher vergessend fast laut ausrief: „Regina! Meine theure Regina!"

„Um Himmelswillen nicht so laut, die geringste Unvorsichtigkeit kann zum Verräther werden!" warnte Gottfried, und indem er dem ehrlichen Libusch eine Summe in die Hand drückte, rief er ihm leise zu: „Ziehe Dich zurück, mache die Pforte zu."

„Gutes Glück auf den Weg!“ Mit diesem Wunsche verschwand Libusch in den Garten, der Schlüssel drehte sich wieder im Schlosse, und auch die Außengebliebenen eilten von dannen. Der Sturm, wie sehr er auch ihr rasches Fortkommen hinderte, war ihr Schützer, denn er hielt die Gassen menschenleer.

Es war im ersten Morgengrauen, als Löbel Aaron mit seinem raschen Gespann in einem nach Möglichkeit verwahrten leichten Planwagen das Leipziger Thor passirte, wo er für den ihm nachfolgenden Frachtwagen im voraus das Geleitegeld zahlte. Der Thorschreiber trat mit der Laterne heran, um das Geld zu empfangen.

„Nimmt der Herr Löbel Aaron seine Tochter mit nach Leipzig?“ fragte der Mann, einen Blick in das Fuhrwerk werfend und neben dem ihm bekannten langbärtigen Juden eine Verschleierte erblickend.

„Gott, was bleibt mir übrig, als zu versuchen, dort einen Mann für sie zu finden!“ entgegnete Löbel. „In Aken ist nichts los, und thut ein Vater doch alles Mögliche, um sein Kind gut anzubringen. Der Herr hat ja selber Töchter, er wird's wissen am besten.“

„Das sei Gott geklagt, was einem das für Sorge macht!“ seufzte der Thorschreiber in Erinnerung an seine zahlreiche Töchterschaar.

Der Wagen rollte fort, und hinter dem weichen

Strohsitze, auf dem der Jude und die Verschleierte saßen, richtete sich eine bisher schlangenartig zusammengekauerte herkulische Männergestalt auf und sagte scherzend: „Ich hätte nie gedacht, jemals in meinem Leben in die Lage eines zugeklappten Taschenmessers zu kommen; aber wahrhaftig, sie war schlecht genug."

„Es sind viele Lagen im Leben schlecht und man muß sie geduldig ertragen", bemerkte der Jude lächelnd.

Der das rasche Gespann im Zügel haltende Knecht, in einem unüberzogenen Bauernpelze und eine tief in die Stirn gedrückte Pelzmütze auf dem Kopfe, lehnte sich vertraulich nach der Verschleierten zurück und flüsterte ihr zu:

„Meine theure Regina, bald werden wir den dessauischen Grund und Boden hinter uns haben, dann sind wir gesichert vor Verfolgung."

---

## III.

Im Hause der Frau Gräfin von Bussy-Rabutin, geborenen Prinzeß von Holstein, hatte sich im Verlaufe der Zeit Manches geändert. Kränklichkeit und Alter — sie war bereits eine hohe Sechzigerin — hatten sie vermocht, sich der großen Gesellschaft zu entziehen; ihre Salons waren geschlossen, Fremde hatten keinen Eintritt mehr daselbst. Die alte Dame lebte nur noch für einige Freunde, die dann und wann zum Besuch bei ihr erschienen. Prinz Eugen gehörte zu diesen und man sah oft seine rosinfarbenen Isabellen vor dem Hause halten.

In der hohen Aristokratie zweifelte man indeß sehr stark daran, daß eben nur Kränklichkeit und Alter die erlauchte Dame zu dem Rückzuge aus der Gesellschaft veranlaßt hätten, man fand die Ursache dieses Entschlusses vielmehr in einem totalen Bruche zwischen ihr

und ihrem Sohne, dem Obristhofkanzler, wenigstens schien diese Vermuthung nicht ungegründet, denn weder der letztgenannte noch seine Gemahlin oder ihre beiden Söhne, die Enkel der Prinzeß-Mutter, standen in Verkehr mit ihr, ebenso wie der Obristhofmeister Graf Sigmund Rudolf von Sinzendorf, des Obristhofkanzlers Vetter von der Linie Ernstbrunn, nicht mehr daselbst erschien. Man gab sich den Schein, als glaube man, daß Kränklichkeit und Alter ein so strenges Zurückziehen der Prinzessin nothwendig bedingten, und sprach sein tiefes Bedauern über diesen leider nicht zu ändernden Umstand aus; aber sub rosa war man überzeugt, daß das Auseinandergehen der Familienzusammengehörigkeit einen ganz andern Grund haben müsse, und was lag näher als die Annahme, der Bruch zwischen der Mutter und dem Sohn ihrer ersten Ehe hänge eng mit dem traurigen Geschicke ihres Sohnes zweiter Ehe, als untergeschobenes Kind seiner Geburtsansprüche verlustig erklärt worden zu sein, zusammen! Wo lebte dieser Unglückliche, Verfolgte, um alle seine Lebenshoffnungen Betrogene?

Darüber wußte man sich freilich keine Auskunft zu geben; aber daß er noch lebe und daß für ihn eine sehr günstige Wendung eingetreten sein müsse, eine Wendung, die seiner Verfolger Bemühungen, ihn

rechtlos zu machen, mit entschiedenstem Glücke durchkreuzt habe, glaubte man als sicher annehmen zu können, und nebenbei cursirten auch verschiedene Vermuthungen, die nur unter ganz mit einander vertrauten Personen besprochen wurden, obwohl alle Aehnliches dachten, wenn es auch unausgesprochen blieb, weil Leuten von großem oder vielmehr größtem Einflusse gegenüber es immer sehr bedenklich ist, ihnen nicht ganz günstige, den Ruf ihrer Ehrbarkeit ableugnende Gesinnungen zu äußern.

Etwas schwer in die Wage fiel der Umstand, daß die Grandseigneur-Lebensweise des Obristhofkanzlers seine Finanzen schon aufs tiefste erschüttert hatte und es daher ein sehr verzeihlicher Wunsch des vornehmen Herrn sein mußte, seine Einkünfte, obwohl sie zu den bedeutenden zählten, durch eine reiche Erbschaft, bei der er als Universalerbe auftreten konnte, erhöht zu sehen. In dieser Bemerkung lag für Jeden, bei dem der erwähnte totale Bruch der Sinzendorf-Bussy-Rabutin'schen Familie ein Ueberdenken der möglichen Ursachen desselben veranlaßt hatte, ein vollwichtiger Grund, daß die Erinnerung an den jungen Grafen Hubert Bussy-Rabutin in den hohen Kreisen wieder Platz griff, obwohl Niemand über ihn etwas Näheres wußte und derjenige, der sicher eine

Auskunft in dieser Sache geben konnte, Prinz Eugen, um solche nicht wohl angegangen werden konnte.

Es war Manches im Hause der Prinzeß-Mutter vorgegangen, was innigst eingriff in das Geschick Hubert's.

Eines Tages wurde die Prinzeß-Mutter in nicht geringes Staunen versetzt, als Bela Istvansi sich bei ihr melden ließ. Wie, dieser Mensch wagte es, sich ihr zu nahen, er, auf dem der Verdacht schnöden Verraths an Hubert ruhte, wie sie von dem treuen Gottfried Almarich erfahren? Wahrhaftig, sie zitterte vor diesem jungen Ischarioth und war unschlüssig, ob sie ihn vor sich kommen lassen solle. Der Gedanke, daß es vielleicht für Hubert von Nutzen sein könne, wenn sie wenigstens höre, was ihn zu ihr führe, bestimmte sie, ihm den Eintritt zu gestatten.

Er kam.

Mit der ganzen Leidenschaftlichkeit der Jugend, mit jenem Uebermaß von Reue, das den, der es im Herzen birgt, mit Verzweiflung schlägt, stürzte er vor ihr mit emporgehobenen Händen auf die Kniee. Erschrocken wich sie vor diesem wilden Gebaren eines Gemüthszustandes zurück, dessen Herrschaft ihn sogar der Sprache zu berauben schien, denn nur einzelne unzusammenhängende Laute stammelte er und sein

Blick wurzelte tief schuldbewußt vor ihr am Boden.

„Was soll das, Bela Istvansi?" fragte sie, nachdem sie mühsam einige Fassung errungen hatte.

„Erbarmen! Gnade mit einem schwer Verirrten!" stöhnte der junge ungarische Edelmann.

„Du nennst Dich einen Verirrten, Bela? Warum bekennst Du das mir? Bin ich der Papst, der Deine Sünden, Deine Missethat vergeben kann?"

„Ach, gnädigste Frau, ich habe nichts mit dem zu schaffen, ich gehöre ihm nicht an, ich bin kein Katholik."

„Wie? Du wärest kein Katholik? Und doch Freund der Jesuiten, doch ein Kain an dem schuldlosen Abel! Mensch, rede! Löse das Räthsel! Rede, wenn es Dir möglich ist, Dich von dem Verdacht des schnödesten Verraths an deinem Jugendfreunde zu reinigen."

Bela Istvansi legte ein Bekenntniß ab, das die Prinzeß-Mutter bewog, ihn mit weniger Verachtung zu betrachten.

Er erzählte, daß er in Debreczin durch Zufall mit dem dasigen katholischen Pfarrer bekannt geworden sei. Die freundliche, theilnahmvolle Weise des Mannes, seine würdige Sprache hätten einen sehr guten Ein=

druck auf ihn gemacht, er habe sich von ihm angezogen gefühlt und ihn öfters besucht. Eines Tages habe dieser geistliche Herr die Rede auf die Zukunft gebracht und ihn gefragt, welche Hoffnungen er in dieser Beziehung für sich habe. Das sei ihm wie ein Stich durchs Herz gegangen und es habe sich seiner eine tiefe Scham bemächtigt bei dem Bewußtsein, daß er, der Arme, aus Gnade Erzogene, keine andere Aussicht vor sich habe, als die ihm aus Gnade von seinem Freunde Hubert verschafft werden würde. Sein Ehrgeiz habe sich gegen das plötzlich mit aller Macht in ihm auftretende, bitter ihn demüthigende Abhängigkeitsgefühl empört, nie im Leben habe er seine Armuth so sehr gefühlt als bei dieser an ihn gerichteten Frage, auf welche er der Wahrheit gemäß habe bekennen müssen, daß er, seine Zukunft zu ordnen, seinem Freunde, dem Grafen Hubert Bussy-Rabutin, überlassen müsse.

Der Pfarrer habe nichts weiter darauf bemerkt, als daß es schade sei, wenn junge strebsame Männer der protestantischen Confession angehörten, denn nur Katholiken könnten im kaiserlichen Staate ihr Glück machen. Diese Aeußerung habe tief bei ihm eingegriffen, und als nach Verlauf einiger Wochen ein Geistlicher zu dem Pfarrer zu Besuch gekommen sei und

ihm zugeredet habe, daß er nicht um einer Grille willen, wie der Religionswechsel doch nur sei, seine Zukunft verscherzen solle, denn er könne ja eine bedeutende Carrière machen, habe er den Entschluß gefaßt, überzutreten, um sich selbst seine Stellung in der Welt zu verdanken.

Die Prinzessin erkannte, daß in dem, was er sagte, Wahrheit sei, denn seine Rede stimmte genau mit der Aussage Gottfried Almarich's überein, daß er Bela im Gespräch mit zwei katholischen Geistlichen belauscht habe. Bela Istvansi's Bekenntniß hatte sich daher bei der alten Dame der Glaubwürdigkeit zu erfreuen.

Er erzählte dann von dem Kampfe, den es ihn gekostet, gegen Hubert zu schweigen von seinem Vorhaben, welches er sogar aufgegeben habe, als er mit ihm und Gottfried die Reise nach Wien unternommen. Bei dem Ueberfall auf dem Gute in Siebenbürgen sei er glücklich entwischt, während man Hubert gefangen genommen, und in der Furcht, daß auch ihm ein gleiches Schicksal bevorstehe, habe er sich geflüchtet und auf dem fernen Landsitz eines reichen galizischen Herrn in der Bukowina als Schreiber verdingt, wohin nach Verlauf von zwei Jahren derselbe Geistliche zu Besuch gekommen, den er bei dem Debrecziner Pfarrer kennen gelernt habe. Sein aufs neue in ihm erweckter

Ehrgeiz habe ihn auf das Anerbieten des Priesters, ihn mit nach Wien zu nehmen, eingehen lassen. Kaum hier angekommen, sei jene furchtbare Scene auf öffentlicher Straße vorgefallen, welche Hubert als Friedensbrecher in die Hände der bewaffneten Macht gebracht habe; ihn aber hätte der Schreck, den dies Wiedersehen auf ihn ausgeübt, auf ein langes Krankenlager niedergeworfen, und wie seine Wiederherstellung allmälig vorgeschritten, habe auch sein Gewissen den Kampf mit seiner Ehrsucht durchgefochten; sein schweres Unrecht sei erschreckend vor ihn hingetreten, und daß er jetzt hier sich befinde, um ihr ein offenes Geständniß seines Vergehens abzulegen, wäre die Folge dieser Erkenntniß. Er flehe sie an, ihn zu retten, daß er nicht aufs neue in jenes Geistlichen Hand falle, der ihn zum Uebertritte zwingen würde.

„Du weißt, welche Schmach auf Hubert, meinen Sohn gehäuft worden, wie seine Geburtsrechte nicht nur in Frage gestellt, sondern sogar vernichtet sind, wenn es nicht gelingt, Beweise beizubringen, die für ihn zeugen", sprach die hochbetagte Dame. „Welcher Ansicht sind diejenigen, zu deren Partei Du bis jetzt gehörtest?"

Mit gedämpfter Stimme antwortete Bela: „Ich glaube, sie wissen mehr davon."

„Heiliger Gott!“ rief die Prinzeß-Mutter. „Welch ein abscheuliches Verbrechen!“

Die Antwort Bela's hatte indeß so viel Vertrauen zu ihm bei der Dame hervorgerufen, daß sie sich entschloß, ihn in ihrem Hause aufzunehmen. Prinz Eugen, nach dessen Rathe sie stets handelte, fand ebenfalls diesen Beweis von Verzeihung gut, weil, wie er hoffe, durch diese Entziehung eines Proselyten diejenigen, welche im fanatischen Eifer sich zur Rache an ihm gedrungen fühlen würden, bei dieser Gelegenheit vielleicht sich selbst verriethen. Was Bela über den Plan, der Hubert erbrechtslos machte, wisse, das verlangte der Prinz von ihm niedergeschrieben. Es geschah, aber es fand sich in dieser Niederschrift nichts vor, was einen festen Anhalt geben konnte, um damit bei günstiger Gelegenheit hervortreten und den schmählichen Betrug entlarven zu können. Bela hatte Alles nur erlauscht, wie er sagte. Mit ihm hatte Niemand über Hubert's Angelegenheit gesprochen. An diesem einzigen Umstand mußte schon die Beweisfähigkeit dessen scheitern, was Bela angab; indeß er blieb im Hause.

Es war gar nicht zu verkennen, daß er nicht mehr derselbe lebensfrische junge Mann wie ehedem war, sein Wesen zeigte eine Scheu, die er nur mit Mühe

und Anstrengung überwinden konnte. Und wenn dies auffallend erschien, so war es gewiß noch auffallender, daß Miriam hinsichtlich ihres frühern Benehmens gegen ihn sich umgewandelt zeigte. Sie suchte ihn offenbar. Sie war so zierlich, so elfenschlank und so heiter wie noch nie. Vater Franzli begriff das nicht, der Bela Istvansi war nie sein Liebling gewesen. Wenn sich an demselben etwas zu seinen Gunsten verändert hatte, so war dies eben nur in der jetzt sein ganzes Wesen beherrschenden Scheu, in seinem Niedergedrücktsein zu bemerken, das allerdings stark mit seinem frühern brüsken und nicht selten in rohe Anmaßung ausartenden Benehmen contrastirte, als er noch Hubert's Kindheitsfreund und Spielgenosse gewesen war.

Welch großer Unterschied zwischen Hubert und Bela! Der erstere freundlich, heiter, der andere düster, verschlossen, oft über das Geringste unwillig. Auch Doctor Weilenberger, eine Autorität unter den Angestellten im Bussy-Rabutin'schen Hause, war kein besonderer Freund Bela's; aber Hubert's verstorbener Vater hatte große Stücke auf den jungen Magyaren, den hinterlassenen Sohn eines von ihm hochgeschätzten unbemittelten Waffenbruders, gehalten, und Hubert's heiteres, leichtversöhnliches Gemüth schien keine Augen

für die Eigenwilligkeiten des mit ihm erzogenen Freundes zu haben, weshalb sich auch Niemand berufen fühlte, sich über Bela ungünstig auszusprechen.

Der alte Franzli fand bald Gelegenheit, Miriam zur Rede zu setzen über die auffallende Zuneigung, die diese jetzt gegen Bela an den Tag legte. Er bemerkte, wie sie mehr als je an dem kleinen Schiebefenster der Portierloge auf der Lauer stand und, wenn Bela durch den Hausflur schritt, ihm überaus freundlich zulächelte. Bei einer solchen Gelegenheit konnte er weder seine Verwunderung noch seinen Unmuth zurückhalten und äußerte gegen sie:

„Ich sollt' fast meinen, der Ungar wär' Dir ins Herz gebrannt. Ich vermerk' das mit keiner großen Freud'. Sakrischtaner, dem Burschen trau' ich nicht über den Weg, und Du bist voller Faxen gegen ihn, als hättest Du keinen andern Gedanken im Kopf wie den, ihn bis über die Ohren in Dich verliebt zu machen."

„Der Vetter Franzli hat's getroffen. Wenn ich's nur könnt', ich macht's, daß der Bela gar nicht mehr leben möcht', als nur grad für mich, mit mir."

„Jesus, Maria, Joseph!" rief der Alte erschrocken. „Bist Du verdreht, Madel?"

Die kleine zierliche Miriam wendete sich zu ihm

und fragte neckisch: „Wenn man an Bela einen so großen Gefallen findet, muß man verdreht sein? Da bin ich's sicher, und ich wollt', er merkt's, daß es so mit mir steht. Ich möcht' was drum geben. Jetzt hab' ich gar nichts Anderes im Kopf als den Bela."

Den alten Franzli überlief der Unmuth, er schlug mit der Faust auf den Tisch und schalt zornig: „Das ist die gotteslästerliche Zigeunernatur in Dir. Die hat keine Ehr' und keine Schand'."

Mit einem seltsamen Lachen, das alle hohen Töne, deren ihre Kehle fähig war, durchlief und in tiefen wie sterbend ausging, antwortete sie: „Zum ersten Male hör' ich das nicht; der Hubert hat mir das schon gesagt. Ei ja, Vetter Franzli, das ist das Zigeunerische in mir, und ich glaub's fast genau, daß eben nur Zigeuner lieben können, weil ihnen weder die Ehr' noch die Schand' im Wege steht."

Damit endete dieser Wortwechsel zwischen beiden. Der Alte war sehr böse, Miriam aber zeigte sich so heiter, als wäre ihr mit ihrer Liebe zu Bela erst das wahre Verständniß des Glückes aufgegangen.

Wer hätte es leugnen können, daß Bela Istvansi ein schöner junger Mann sei? Jetzt freilich lag etwas Trübes über ihn gebreitet, ungefähr wie ein grauer sonnenloser Tag über einer schönen malerischen Ge-

gend. Wie ohne Sonnenschein die reizendste, prächtigste Landschaft verliert, so ist's mit dem Menschen, der Adonis scheint verschleiert, die augenlockendste Nymphe entbehrt des Nimbus ihres Zaubers, wenn nicht von innen heraus des Lebens süße Lust beider Augen entströmt. Wie hätte es ihm, trotz seines auffallend düstern Wesens, als nage Reue an seiner Seele oder als fühle er es, die Beute eines großen, nicht zu beschwichtigenden Zwiespalts in seinem Herzen zu sein, entgehen können, daß Miriam's dunkle Augen auf ihn sich richteten! War das, was aus ihren Augen sprach, nicht das ungezügelte Feuer des Verlangens, geliebt zu werden?

Magyarenblut treibt heiß und rasch durch die Adern, Bela fühlte die frühere Leidenschaft zu der kleinen zierlichen Schönen in sich aufflammen. Damals hatte sie ihn kalt zurückgestoßen, jetzt las er in ihren blitzenden Augen die Glut einer Neigung, welche Erwiderung suchte. Wer löst die Räthsel im weiblichen Herzen!

Er traf sie auf der Treppe und blieb bei ihr stehen, die Hand auf ihre Schulter legend.

„Miriam", sagte er leise, „denkst Du jetzt anders gegen mich als ehemals in Debreczin?"

„Ja", antwortete sie noch leiser, und auf ihren bräunlichen Wangen glühte ein tiefer Purpur.

„Und warum?" fragte er.

„Hubert hat mich beleidigt. Zigeuner hätten weder Ehre noch Schande, sagte er."

„Der Narr!" rief Bela. „Was fragt die Liebe nach der Herkunft!"

Und dabei legte er den Arm um die kleine Schöne, seine Lippen fanden die ihren, sie entzog sich ihm nicht, sie duldete, ja sie erwiderte seine heißen Küsse. Geräusch im Hause unten war die Veranlassung, daß sie ihm entschlüpfte, aber von diesem Augenblicke an gab es ein Geheimniß in diesem Hause, das sorgsam verhüllt wurde vor aller Mitbewohner Blicken. Bela erkannte bald, daß die kleine zierliche Miriam einen tiefen unauslöschbaren Haß gegen Hubert in sich trug und daß sie mit der Neigung zu ihm den Wunsch mischte, er möge ihr zur Rache an demselben helfen.

„Aha", rief er lachend, „der stolze Grafensohn hat Dich verschmäht, Du warst ihm zu niedrig, zu gemein; aber tröste Dich, Schätzchen, er ist gefallen wie ein Baum, den der Wind gebrochen hat."

„Ja", stimmte Miriam lachend mit ein, „eines haiduckischen Schweinezüchters Sohn ist keine Herrlichkeit."

„Gewiß nicht. Er ist unfähig, die Güter zu erben, und das ist der Todesstoß für ihn.“

Miriam schlug ein helles Lachen auf und klatschte fröhlich in die Hände.

„Was macht Dich so lustig?“

„Die schöne Erfindung dieses Märchens.“

„Welches Märchens?“

„Des Märchens von dem Schweinezüchtersohn.“

„Du zweifelst?“

„Ich? Ah, warum sollt’ ich nicht? Weiß ich es doch besser!“

„Wie?“

„Sicher und —“

„Und?“

„Pst, nicht so laut! Wer braucht’s außer uns zu wissen?“

Bela konnte sich eines Schauers nicht erwehren. „Außer uns?“ fragte er. „Du meinst, ich wisse, daß es eine Erfindung sei, um ihn aus seinem Erbe zu stoßen?“

Miriam nickte lachend mit dem Kopfe, schlang den Arm um seinen Hals und flüsterte: „Ich habe es ja mit eigenen Ohren gehört.“

„Was?“

„Was Ihr in Debreczin besprochen, Du und die beiden Schwarzen.“

Bela's Gesicht nahm den Ausdruck eines so übermächtigen Schreckens an, daß seine vor kurzem noch lebhaften, beweglichen Züge wie zu Stein geworden schienen und an Stelle des Wangenroths eine tiefe Leichenblässe trat.

„Wird Dir unwohl?" fragte sie zärtlich.

„Nein, nein."

„Jetzt hab' ich's! Du erschrakst, weil ich um etwas weiß, was ich nicht wissen sollte. Damals, als ich Alles hörte, was mit der Frau Hanulik zu Gran geschehen war, wollte ich Dich verrathen; aber da beleidigte, demüthigte, erniedrigte er mich, er, um dessen willen ich mir das Blut in meinen Adern hätte vergiften lassen, wenn es ihm nur eine Stunde Glück hätte bereiten können, und ich schwieg, ich schwieg, denn in meiner Seele gährte die Rache heißer als die siedenden Quellen des Herkules, ich freute mich seiner Erniedrigung, seines Sturzes aus dem Himmel seiner Herrlichkeit in den Schlammpfuhl der Verwerfung."

Die kleine Zigeunerin schien unter diesem tief aus ihrer Seele strömenden Ausbruch glühenden Rachedurstes zu wachsen, in ihren Augen flammte es gleich Feuerstrahlen, sodaß Bela den Blick vor diesen in das Innerste seines Herzens sich bohrenden Blitzen entsetzt zu Boden schlug. Nicht sie war mehr in seiner Hand,

wenn es Verrath gegolten hätte, er war in der ihren und er fühlte, daß er von ihr zu fürchten habe, sobald er ihre zu ihm entbrannte Neigung von sich abweise. Doch dieser Gedanke, der wie ein Nebel durch sein Hirn zog, verschwand sogleich, als Miriam sich dieser Aufregung entriß und ganz wieder den heitern Ton tändelnder Liebe anschlug, der einen so überwältigenden Eindruck auf ihn machte und seine neu angeregte Leidenschaft für sie außerordentlich steigerte.

Mit dem neckischen, kindlichen Wesen stimmte die kleine, zarte, elfenartige Gestalt Miriam's. Sie gab sich, wie ein glückliches Kind im Besitze aller gewünschten Freuden sich nur immer geben kann, ohne allen Rückhalt, sie war ganz Lust, ganz Glück und ganz unbewußt des Zaubers, den sie ausübte, und eben darum konnte ihm keine Ahnung kommen, daß es vielleicht ein absichtliches Spiel sei, welches sie treibe.

„Nur Zigeuner können lieben“, flüsterte sie ihm scherzend zu, indem sie seinen Hals umschlang. „Und weißt Du, mein schönster blanker Schatz, warum? Weil sie sich nicht um Ehre und Schande zu kümmern haben. Ach, Schande! Hahaha! Was ist denn eigentlich Schande? Sage mir, Geliebter, was Schande ist?“

Das klang so närrisch und doch auch so lieb und

jeder scharfen Bedeutung entbehrend, daß sie ihn, den Verräther, dies fragte. Wenn in Bela's Seele nur noch ein Gedanke aufgedämmert wäre, daß er von ihr zu fürchten haben könne, so würde derselbe in nichts zerstiebt sein bei der Ueberzeugung, daß in diesem kleinen und zarten weiblichen Wesen ein unergründlich tiefer Haß, ein nicht zu löschender Rachedurst gegen Hubert gähre, da sie selbst im Scherze nicht die Beleidigung vergaß, die ihr von dem Grafensohn angethan worden war.

Auf diese Gewißheit baute er den Plan, Miriam für den Spionsdienst zu gewinnen, um gelegentlich zu erfahren, ob die Prinzeß-Mutter den Aufenthalt Hubert's kenne, welcher aus dem Kerker des Rothenthurmthors durch einen geheimen Befehl von allerhöchster Hand seine Entlassung gefunden hatte.

Miriam's ganz eigenthümliche Stellung im Hause der Prinzeß-Mutter glich der eines hübschen Spielzeugs, das Jeder gern hat. Man war an sie gewöhnt, Niemand erinnerte sich daran, daß sie kein Kind mehr sei, ihre kleine Figur, ihr heiteres, oft tolles Wesen ließen gar nicht den Gedanken aufkommen, daß sie nur scheinbar mit fröhlichen Kinderaugen Alles anschaue, aber in den verborgensten Falten ihres Herzens Empfindungen berge, deren Dasein man ebenso wenig

ahnte, wie der an heißem Sommertage an einem dürren Fels vorüberziehende, von Durst gepeinigte Wanderer die Ahnung in sich hat, daß nach Jahren aus dem todten Gestein ein mächtiger Quell hervorbrechen wird. Auch die Prinzeß-Mutter liebte die kleine Miriam, sie sah sie gern um sich und fand Wohlgefallen an ihrem Geplauder. Bela wußte das, und es wurde ihm leicht, die kleine Zigeunerin dahin zu bestimmen, bei ihrer erlauchten Wohlthäterin Kunde von dem Asyle Hubert's zu erlauschen. Mit diesem bereitwillig von ihr gegebenen Versprechen verließ er abends unbemerkt das Haus.

Die Gassen lagen finster und wie ausgestorben unter dem Mantel der Nacht verhüllt, die Unsicherheit, die damals, wie früher schon erwähnt, die kaiserliche Residenz an der Donau fast berüchtigt machte, hielt die Bewohner bei so dunklen Abenden in ihren Wohnungen. Bela hatte nicht zu fürchten, daß er auf seinem Wege Jemand begegne, dem er nicht zu begegnen wünschte. Und so war es auch, er gelangte schnell in die Gegend des Stephansdoms, dessen kolossaler Bau das Abenddunkel noch mit weit tieferm Schatten deckte. Damals friedigte noch eine Mauer dieses ehrwürdige Gotteshaus ein. Hier war es unmöglich, Jemand zu erkennen, der

sich an dieser Mauer ungesehen verborgen halten wollte.

Ein leises Husten überzeugte ihn, daß der ihn Erwartende schon auf dem Platze sei, und so wendete er sich der ihm gegebenen Richtung zu. Am Eingangsthor, das wie eine Bastion etwas aus der Mauer herausgebaut war und demnach auf seinen beiden Seiten mit dieser scharfe Winkel bildete, harrte seiner ein Mann, mit welchem er sogleich ein sehr ernstes, halblaut in ungarischer Sprache geführtes Gespräch anknüpfte, an dessen Schlusse — es mochte wohl eine halbe Stunde darüber verstrichen sein — jener sagte:

„Es ist gut, Herr Bela Istvansi, was Ihr da angeknüpft habt. Die Wege, die man einschlagen muß, um zu einem Ziele zu gelangen, sind oft seltsam, aber deshalb auch besonders zu beachten. Die kleine Zigeunerin taugt ganz trefflich zu einer Späherin, eben weil man ihr dergleichen nicht zutraut. Laßt Euch das gesagt sein: unser einziges Streben ist jetzt nur darauf gerichtet, zu erfahren, wo sich Hubert befindet, um Maßnahmen zu treffen, ihn in ein unfreiwilliges Asyl zu bringen, das ihn für Lebenszeit unsichtbar macht, was eben soviel ist als todt. Dann erst haben wir das Spiel gewonnen. Und nun gute Nacht für

heute, über acht Tage finden wir uns wieder hier; ich wünsche, daß Ihr dann ein wenig vorwärts geschritten seid in Eurer Aufgabe."

„Einen Augenblick noch", sprach Bela. „Wäre es nicht besser, wenn Hubert wirklich stürbe, statt—"

Der Andere fiel ihm ins Wort:

„Nein, ich bin kein Freund von Mord. Blut verräth oft leichter den Thäter, als man denkt. Man muß sein Gewissen rein halten von solchen Vorwürfen, wenn nicht die äußerste Noth oder die Aussicht auf einen großen Vortheil eine derartige That erfordert. Gute Nacht, Herr Bela Istvansi."

Beide verließen das Dunkel ihres Rendezvous nach verschiedenen Seiten hin. Ihre Schritte ließen keine Spur hören, denn der Erdboden war von einem am vorhergegangenen Tage gefallenen starken Regen gelockert. Sie mochten wohl schon ziemlich weit entfernt sein, als in einem der von dem vorspringenden Thore gebildeten und tiefdunklen Winkel sich eine kleine Gestalt vom Boden erhob und alles das, wovon sie Ohrenzeuge geworden, überdachte, um es ihrem Gedächtniß einzuprägen.

„Er will ihn gemordet wissen, er sähe ihn lieber todt als lebend eingekerkert — er hat Furcht in seiner Seele — Furcht — Furcht!"

Diese Ueberzeugung beschäftigte die Kleine, die in dem finstern Schatten längs der Mauer leise hinhuschte und bald vom Stephansplatze verschwunden war.

Die Prinzeß-Mutter fühlte sich zuweilen leidend; an einem der nächsten Tage war dies besonders der Fall, und ihr Sohn, der Obristhofkanzler, hatte strengen Befehl gegeben, ihn, wenn sich seiner gnädigsten Frau Mutter Zustand verschlimmere, sogleich davon zu unterrichten. Das deutete an, daß dieser vonehme Herr erwartete, es könnte irgend ein Umstand eintreten, der das Leben der Erkrankten schnell ende. Selbstverständlich war die Dienerschaft in nicht geringe Erregung durch diese Weisung gekommen und glaubte sich überzeugt, daß eine solche ihnen schmerzliche Veränderung bevorstehe, besonders da auch noch gegen Abend Prinz Eugen vorfuhr, um seine Freundin, wie er sagte, vielleicht zum letzten Male zu sehen und zu sprechen. Bela Istvansi hatte Miriam den ganzen Tag nicht gesehen, spät am Abend klopfte es leise an seine Thür.

Sie war es, sie hatte ihm Neuigkeiten mitzutheilen. Er erfuhr, daß die Prinzeß-Mutter für den Fall, daß Hubert's Tod bewiesen werde, denn sie wisse jetzt nicht, wo er sich aufhalte, den von ihrem verstorbenen Ge-

mahle Bussy-Rabutin erworbenen bedeutenden Grundbesitz Erdösi-Telek in Siebenbürgen an Bela Istvansi vererben wolle, um im Sinne ihres hochseligen Gemahls für denselben zu sorgen; im Falle aber, daß Hubert noch am Leben sei, solle dieser gehalten sein, an Bela eine lebenslängliche Rente auszuzahlen.

„Und woher hast Du diese Kunde?" fragte Bela.

„Sie hat es mit dem Prinzen Eugen besprochen; ich war im Nebenzimmer und erlauschte es."

„Erdösi-Telek ist ein großes Besitzthum", sagte Bela nachdenkend. „Ich wäre für mein ganzes Leben unabhängig; aber er lebt gewiß."

Miriam lächelte.

„Warum lächelst Du?" fragte er.

„Weil mir was einfällt."

„Und was?"

Vorsichtig, als getraue sie sich das, was sie sagen wollte, nicht mit voller Stimme auszusprechen, flüsterte sie ihm zu: „Hast Du denn nichts davon gehört, daß man Jemand sterben machen kann, der nicht länger leben soll?"

„Ha!"

„Gewiß, man kann's, und daß man's kann, das ist ja an einem großen Herrn bewiesen worden. Erinnerst Du Dich nicht, daß der verstorbene Graf,

Hubert's Vater, als er einmal von Wien zurückgekommen, eine Geschichte erzählte, wie einem großen Fürsten das Herz im Leibe welk und todt gemacht worden sei, woran er schnell verstorben?"

„Bei allen Teufeln, ja — ja, ich erinnere mich jetzt. Du hast ein eisernes Gedächtniß, Miriam. Es war an einem sächsischen Kurfürsten vor wenig Jahrzehnten geschehen.*) Was hilft's aber, daß man sich daran erinnert, wenn man diese Kunst nicht kann!"

„Ich kann sie."

„Du?"

„Zigeuner können Alles", sagte die Kleine mit einem gewissen Stolze. „Sowie sie Talismane gegen alles Unglück und Gefahr zu bereiten verstehen, daß der, welcher einen solchen trägt, von Sonne, Mond und Sternen nicht verlassen wird in seiner Noth, so können sie auch einem das Leben kürzen, der weit entfernt ist."

---

*) In dem berüchtigt gewordenen Neitschütz'schen Hexenprocesse, zu Dresden geführt und zuletzt auf August's des Starken Befehl niedergeschlagen, wurde auch der angeblich durch Hexenkunst herbeigeführte Tod Kurfürst Johann Georg's III., welcher seinem Kurprinzen nicht die Liebschaft mit der schönen Sibylle von Neitschütz gestatten wollte, vor die Schranken des Gerichts gebracht. Zwei Hexen sollten ihm, der auf dem Feldzuge gegen Frankreich begriffen war, das Herz gebrannt (verbrannt), welk, blutlos gemacht haben, daß er sterben mußte.

In Bela's Gesicht zeigte sich ein fieberhaftes Zittern, seine Augen schienen größer zu werden, selbst seine Nasenflügel erweiterten sich scheinbar, ein entsetzlicher Gedanke griff gierig Raum in seinem Hirn. „Hm", sagte er nach einer Weile, „die Jäger wollen auch solche schwarze Kunst verstehen."

Miriam achtete nicht auf diese Rede, sie griff zu dem heitern Tone, der ihr so wohl ließ, sie war voller Lust und Scherz, als sei es ihr gar nicht möglich, an etwas Anderes zu denken. Bela machte den Versuch einzustimmen, aber er mißlang ihm vollkommen. Es war sichtbar, daß seine Gedanken um einen Gegenstand sich drehten, der ihn so ausschließlich beschäftigte, daß er nicht fähig war, davon abzulassen. Ein öfterer Wechsel von Blässe zu tiefem Roth machte sein Gesicht zu einem Spiegel, der die sein Hirn durchkreuzenden Gedanken ahnen ließ. Die kleine zierliche Miriam merkte nichts davon, sie war nie so neckisch gewesen wie an diesem Abend und nahm seine oft starr auf sie gerichteten Blicke für den Ausdruck der Liebe.

Endlich schien er die Herrschaft über sich selbst wiedergewonnen zu haben. Er zog Miriam auf seinen Schooß nieder, ihr Kopf ruhte an seiner Schulter; den Arm um seinen Hals gelegt, bot sie das Bild eines lieblichen Mädchens, das sich dem Geliebten im vollsten

Vertrauen übergibt und sich glücklich fühlt im Bewußtsein, daß es ihm mit aller Glut des Herzens angehöre und von ihm über Alles geliebt werde.

Und Bela flüsterte ihr ins Ohr, sie antwortete ebenso; es war ein Geheimniß, wovon sie sprachen, aus dem Geflüster hoben sich aber einige kurze Antworten Miriam's deutlicher gesprochen hervor.

„O gewiß, Mutter hat mich die Kunst gelehrt, aber ich bin noch zu jung, als daß der Zauber Kraft haben könnte." — „Warum nicht? Dich will ich's lehren." — „Du nimmst mich mit nach Erdösi-Telek?" — „Morgen Nacht, heute nicht, morgen ist die letzte Nacht vor dem Neumonde, eine sehr gute Nacht zu geheimen Dingen." — „Ich komme sicher, darauf küsse ich Dich."

Und wie die Kleine seinem Arme, seinem Gemache entschlüpft war, ging Bela noch lange auf und nieder; ein Heer der niedrigsten Leidenschaften hatte Besitz von seiner Seele genommen. Als der Morgen kam, hatte er noch kein Auge geschlossen, kalter Schweiß perlte ihm auf der Stirn. Die junge Sonne leuchtete, als sie ihren ersten Goldschein in sein Zimmer warf, in ein übernächtiges, fahles Antlitz, welches das Merkmal einer bis zur äußersten Grenze geistiger und körperlicher Abspannung ausgeprägten Ruhelosigkeit trug und

aus dem jener müde, glanzlose und starre Blick fortgesetzter Angst schaute, wie ihn nur Verbrecher haben können, denen der Gedanke an die Möglichkeit der Entdeckung ihrer schlimmen Thaten die härtesten Qualen bereitet.

Der nächste Tag brachte der Prinzeß-Mutter einige Milderung ihres Krankheitszustandes. Wäre sie nicht in den Jahren vorgerückt, würde man mit Gewißheit ihrer Genesung entgegensehen können, lautete des Arztes Ausspruch. Der Obristhofkanzler zeigte sich als theilnehmender Sohn, er fand sich schon sehr früh bei seiner gnädigsten Mutter ein, und am Nachmittag kamen drei rechtsgelehrte Herren, die eine lange Besprechung mit der kranken Dame hatten, zu der Niemand gelassen wurde. Unter der Dienerschaft ging die Rede, ihre Herrin habe testamentarische Bestimmungen getroffen, da die Angelegenheit Hubert's so ganz verloren scheine.

Und als die Nacht, die letzte vor dem Eintritt des Neumonds, wieder ihr Trauergewand ausgebreitet hatte, wurde ein geheimnißvolles Werk vollzogen in Bela Istvansi's Wohnung. Im Beisein und unter Assistenz Miriam's geschah ein Zaubermord an einem Fernen durch Bela, welcher zuletzt mit zitternder Hand einer kleinen, von ihm selbst gekneteten Wachsfigur auf der Stelle, wo das Herz im Menschenleibe sich befindet,

einen spitzen Nagel mittels einiger leichten Hammerschläge unter von Miriam ihm vorgesagten und von ihm nachgesprochenen Formeln eintrieb.

„Nun stirbt er und Du wirst der Grundherr von Erdösi-Telek", sprach Miriam.

„Du glaubst das so fest?"

„Warum nicht? Du wirst's selbst glauben müssen, wenn sich der Gemordete zeigt."

„Mir?"

„Ja, allemal dem, der ihm das Herz durchstoßen, erscheint er, ob im Traume oder beim Wachen, das weiß ich nicht."

Bela schien keinen Blutstropfen mehr in sich zu haben, er fiel in den Sessel zurück, sein Athem ging schwer, als lägen erdrückende Centnerlasten auf seiner Brust; der Schreck über Miriam's Rede hatte sie ihm aufgewälzt und eine bleiche Furcht in ihm wachgerufen, die gleich Gift sein Blut durchdrang. Er leerte rasch einige Gläser Wein, um die Eiskälte, mit welcher der Gedanke, sein Opfer vor sich erscheinen zu sehen, durch sein Hirn rieselte, von sich abzuwehren. Das Mittel half, später sank er berauscht auf sein Bett. Am andern Vormittag hieß es im Hause, die Prinzeß-Mutter befinde sich schwach, ein Traum habe sie erschreckt, sie habe Hubert todt gesehen.

Wer hätte unter der Einwirkung der fieberhaften Spannung, welche in der Regel einem als fast gewiß in Aussicht stehenden, große Veränderungen nach sich ziehenden Ereignisse, wie der Tod einer Herrin zu sein pflegt, vorhergeht, auf Bela achten sollen! Sein blasses Gesicht fiel Niemand auf, in sein Inneres konnte Niemand sehen. Die Vorwürfe, die ihm sein Gewissen machte, vermochte er freilich nicht niederzukämpfen.

„Sie hat ihn todt gesehen, nun wird er mir erscheinen, dem Mörder", lautete die Mahnung der nicht zu bekämpfenden Angst in seiner Seele, Beben schlich durch seine Glieder und brachte die feinen Denkfäden seines Hirns zum Vibriren. Zuweilen wollte er sich die Kraft des von ihm vollzogenen Zauberwerks leugnen, sie wegspotten, sich zum Muth erheben; aber das war nur ein kurzes, schnell verschwindendes Aufblitzen, denn: „Sie hat ihn todt gesehen", an diesen zu seinem Ohr gedrungenen Worten scheiterte jedes von seiner Seite versuchte Aufraffen, er lag auf der Folterbank des Gewissens.

Und wieder im Wein suchte er Hülfe vor den Natterbissen des Gewissens. Denen, zu deren Werkzeug er geworden war, die ihn durch lockende Vorspiegelungen zum Verrath an dem Freunde seiner

Kindheit, an seinem Jugendgenossen gedrängt hatten, in deren geheimem Auftrage er jetzt wieder in diesem Hause lebte, hatte er sich entreißen wollen. Mit diesem Losreißen von ihnen, die zu Herren über ihn geworden waren, mußte aber auch zugleich die Sicherheit vor der Rache des Verrathenen verbunden sein. Solange Hubert lebte, war er nie sicher vor derselben, daher überwältigte die Aussicht auf Unabhängigkeit, die ihm, dem Erben von Erdösi-Telek, wenn Hubert nicht mehr unter die Lebenden zähle, zu Theil werden würde, denn er zweifelte keinen Augenblick an Miriam's Erzählung, sein Denken so sehr, daß er von ihrer Wissenschaft Gebrauch machte. Bela war aber ein schwankender Charakter, ein Mensch von halben Grundsätzen, welcher eben deshalb jedem auf ihn wirkenden Einfluß unterthan ward.

Die Angst überflügelte den Rausch. Kein Schlaf kam in nächster Nacht in seine Augen, ein lethargisches Hinbrüten umspann seine Sinne, das leiseste Geräusch ließ ihn emporfahren. Da drang ein Stöhnen in sein Ohr, er fuhr auf und sank, wie von einem Schlage auf den Kopf getroffen, zurück auf sein Lager; eine Gestalt in weißem, wallendem Gewande stand unweit seines Lagers, der hellgraue Mitternachtshimmel umhüllte sie mit fahler Dämmerung.

Am andern Morgen fand man ihn in einem hitzigen Fieber liegen. Während die Prinzeß-Mutter genas, verfiel Bela Istvanſi zuſehends raſch dem Irrſinne, der nicht ſelten in Ausbrüche von verzweiflungsvoller Tobſucht ausartete.

In dieſem Zuſtande redete er von Dingen, die den Zuhörenden einen entſetzlichen Einblick in ſeine von Wuth, Haß, Entſetzen und Reue gefolterte Seele gewährten; er nannte Namen, die man nicht kannte, welche aber auf ſeine Verbindungen mit deren Inhabern ſchließen ließen; wilde Verwünſchungen reihten ſich an dieſe Namen. Der Verrath, den er, von Ehrgeiz, Habſucht und Ueberredungskunſt verführt, an Hubert begangen hatte, den fortzuſetzen er aufs neue unter der Maske erheuchelter Reue in dies Haus gekommen war, trat nackt enthüllt ans Tageslicht, und die namenloſe Angſt vor dem Geſpenſt des von ihm, wie er glaubte, durch Zauberei Gemordeten ſträubte ſein Haar empor und trieb ihn zu Selbſtentleibungsverſuchen, die jedoch durch die ihn Bewachenden verhindert wurden.

Die Prinzeß-Mutter hatte auf Prinz Eugen's Rath Doctor Weilenberger den Schwerkranken übergeben und dieſer ihn ins Tollhaus bringen laſſen, obwohl der Obriſthofkanzler mit dieſer Ueberſiedelung durchaus

nicht einverstanden war und ihn auf andere Art versorgt zu sehen wünschte. Er stieß jedoch auf eine so energische Zurückweisung seiner Ansicht bei seiner gnädigsten Mutter, daß er sich gezwungen sah, nachzugeben.

„Excellenz, ich betrachte diesen Unglücklichen wie einen Vulkan, dessen gährende Feuerstoffe sich einen Krater gesprengt haben, der nun das lange im Innern des Berges verschlossene Verderben ausströmt", hatte Doctor Weilenberger zu dem Obristhofkanzler gesagt. „Ob es mir gelingen wird, ihn zu heilen, ich weiß das nicht im voraus und kein Arzt der Welt kann dies mit Bestimmtheit versichern; aber ich werde mich bemühen, Excellenz, alles das schriftlich zu fassen, was dieses Elenden gestörter Geist in chaosartigem Wirrwarr aus seinen Tiefen emporschleudert, und ich glaube, es wird sich da ein schreckensvolles Bild eines schändlichen Complots gegen Hubert's Rechte herausstellen, wir werden Namen von Männern kennen lernen, die, von Heiligenschein umflossen, ein Werk der Hölle begonnen und gefördert haben. Als Stiefbruder dieses zum Opfer gewordenen Jünglings müssen Ew. Excellenz eine solche Kenntniß selbst wünschen, denke ich."

Der Obristhofkanzler hatte nur ein leichtes Kopf-

nicken als Beistimmung, es war unmöglich, daß er sich noch dagegen auflehnen konnte, seine eigene Ehre würde von schwerem Schatten verdunkelt worden sein.

Nie war Miriam heiterer gewesen als jetzt. Der alte Franzli verstand sie jetzt noch viel weniger als früher. War es ihm auch widernatürlich vorgekommen, daß sie, die sonst keine Notiz von Bela Istvansi genommen, plötzlich eine Neigung zu ihm zeigte, die durch weiter nichts gerechtfertigt werden konnte, als daß er der einzige junge Mann im Hause war, so fand er sich doch in diese Seltsamkeit wohl oder übel hinein; er hielt sie für einen Auswuchs des wilden Zigeunerblutes in ihr, das sich ungescheut regellosen Neigungen hinzugeben pflegt. Ihre Heiterkeit aber, als Bela Istvansi bei Nachtzeit ins Tollhaus fortgebracht worden war, machte den greisen Franzli vollkommen confus, diesen jähen Rücksprung begriff er durchaus nicht und er fühlte etwas der Furcht und dem Abscheu Aehnliches vor ihr.

Die Nachrichten über Bela's Zustand lauteten jede Hoffnung auf seine geistige Genesung niederschlagend; seine Tobsucht hatte sich gesteigert, weswegen man ihn in feste Bande gelegt hatte, um Schlimmes sowohl an seiner eigenen Person wie an seinen Wächtern zu ver-

hüten. Doctor Weilenberger stattete der Prinzeß-Mutter von Zeit zu Zeit Rapport ab.

Eines Tages kam er, als sie ausgefahren war. Man erwartete ihre baldige Rückkehr, deshalb begab er sich einstweilen in die Portierloge zum alten Franzli, wo auch Miriam zugegen war. Diese nahm keinen Antheil an dem Gespräche zwischen den beiden Männern, sondern saß zuhörend in einem Winkel der kleinen Stube, den Arm auf ein schatullenartiges, mit vergoldeter, aber bereits etwas unscheinbar gewordener Schnitzarbeit geziertes Kästchen gestützt, das auf einem Tische stand. Es lag in der Natur der Sache, daß der Doctor und der alte Franzli von Hubert und von Bela Istvansi sprachen.

Der erstere sagte achselzuckend:

„Es ist schlimm, daß dieser Tolle sich in seinem schaudervollen Zustande selbst verzehrt; die wilden Ausbrüche seines Wahnsinns schwächen seine Kräfte so sehr, daß es mich nicht Wunder nehmen wird, eines Morgens die Nachricht zu hören, er sei verstorben. Vom Standpunkte der Menschlichkeit aus muß man ihm ein schnelles Ende wünschen, ich aber kann diesen Wunsch nicht theilen. Alle seine tollen Reden habe ich niedergeschrieben und geordnet ergeben sie das Bild eines an Hubert begangenen abscheulichen Ver-

brechens. Ich hoffte, den elenden, von schlechten Leuten, deren geheimes Treiben als himmelschreiender Spott an ihrem heiligen Berufe sich herausstellt, als Werkzeug mißbrauchten Menschen genesen zu machen, er sollte dann bei gesunden Sinnen das bestätigen, was er im Wahnsinn verrathen, und wir hätten dadurch der Bosheit den Fuß auf den Nacken gesetzt. Sein in Aussicht stehender Tod wird dies unmöglich machen und wir verlieren dadurch einen Zeugen, wie wir in Hubert's Angelegenheit keinen zweiten und bessern finden können."

Der alte Franzli seufzte tief. „Es ist sehr traurig", sagte er, „daß unser armer junger Herr unter solcher schrecklichen Bosheit leiden und in die Welt hinausflüchten muß. Sein größtes Unglück würde der Tod seiner gnädigsten Mutter für ihn sein. Gott halte das von fern ihm!"

„Einen Trunk frisches Wasser, Miriam, mich dürstet", sprach Doctor Weilenberger.

Die kleine Zigeunerin, welche die Stirn in die hohle Hand des auf das erwähnte Kästchen gestützten Arms gelegt und sich offenbar einem von ihrer Umgebung weit abschweifenden Nachsinnen überlassen hatte, war durch die Nennung ihres Namens wie aufgeschreckt emporgesprungen. Bei dieser Gelegenheit riß sie das

an ihrem Gewande wahrscheinlich mittels einer scharfen, aus der kostbaren Schnitzarbeit hervorstehenden Spitze hängen bleibende Kästchen von dem schmalen Tische auf den Boden herab. Einige Stücke der zierlich geschnittenen Arabesken, die um das Viereck des Kästchens eine Art Blumengewinde schlangen, sprangen dabei ab.

„Aber, Miriam!“ rief der alte Franzli zornig. „Geht man so unvorsichtig mit einem Erbstück von unserm hochseligen Herrn um?“

„Na, na, Franzli, der Schade ist schon noch zu heilen“, sprach der Doctor, eins der abgesprungenen Stücke aufhebend. „Eine köstliche Arbeit aber, wahrhaftig! Zeige her, Miriam! Vom hochseligen Herrn Grafen, Hubert's Vater, ist das Kästchen?“

„Ja, ein Beutestück aus eines türkischen Paschas Zelte“, erklärte der Alte. „Hielt viel darauf, der hochselige Herr Graf, 's stand immer auf seinem Schreibetische. Unsere gnädigste Frau Prinzeß schenkte es mir als ein Andenken aus seinem Nachlasse.“

„Wenn die abgesprungenen Stücke sauber aufgeleimt werden, wird man nicht bemerken, daß je ein Schaden daran geschehen“, äußerte jener, und um der erschrockenen Miriam zu Hülfe zu kommen, fügte er hinzu: „Hole mir nun einen frischen Trunk.“

Miriam entfernte sich mit einem Glasbecher.

Franzli konnte den Aerger, den er schon längere Zeit an Miriam genommen, nicht unterdrücken, er vertraute ihn dem Doctor.

„Es ist undenkbar, daß das Mädchen je eine solche Leidenschaft wie die, von welcher Du mir erzählst, zu Bela gefaßt haben könnte. Das kann nicht sein. Nein, nein, Du täuschtest Dich, Franzli.“

„Sind meine Augen etwa blind?“ rief dieser. „Ich will nicht das Leben haben, wenn es nicht so ist, wie ich sagte.“

Miriam trat mit dem gefüllten Becher wieder ein. Nachdem Doctor Weilenberger getrunken, sah er die Kleine scharf an und fragte im Scherze: „Sage mir, Du kleines Heidenkind, geht Dir Bela's Geschick zu Herzen?“

„Gewiß, Herr.“

„Alle Wetter, so wäre es wahr, was der Franzli mir erzählte, Du seiest in diesen falschen Freund des jungen Grafen toll verliebt gewesen?“

Ein fast verächtliches Lächeln sprach aus Miriam's den alten Franzli überstreifendem Blicke, dann antwortete sie mit sehr ruhigem Tone: „Ja, Herr, toll, ganz toll, bis er es zuletzt wurde.“

„Rede deutlich“, befahl der Doctor. „Wer soll Deine Zigeuner-Hieroglyphensprache verstehen!“

Miriam veränderte keinen Zug ihres Gesichts. „Wenn Jemand die Nacht fragen wollte: Warum kommst du? sie würde antworten: Muß ich nicht täglich kommen, um Geheimnisse zu bedecken, vor denen das Sonnenlicht vor Scham erbleichen würde, geschähen solche Dinge unter ihrem Alles erwärmenden Lichte?" hob sie an. „Nun siehe, Herr, die Liebe hat ihren Tag, ihre Nacht. Das ist so richtig, wie das Kommen und Gehen der Menschen in die Welt und aus ihr, es ist nichts Neues, was ich da sage. Wie könnte ein Heiden-, ein Zigeunerkind je hoffen, daß es lieben dürfte im Lichte der Sonne! Aber als Nacht, in Nacht, Herr, da ist Zigeunerblut gut genug dazu und ich that's. Der blanke Bela trägt jetzt die Frucht davon. Seid zufrieden mit dem, was ich vollbrachte. Diese tolle Liebe ist mein bestes Thun im Leben, mehr sage ich nicht."

Sie verließ das kleine Stübchen. Unter den beiden Männern waltete eine längere Pause.

„Da hat der Herr Doctor den greuelvollen Unsinn gehört", endigte sie der alte Franzli. „Aus alledem hab' ich kein vernünftig Wort herausgefunden."

„Ich aber", entgegnete der Doctor. „Die Kleine birgt ein Geheimniß, so viel ist gewiß. Daß bei ihr

von Liebe zu Bela nie die Rede war, ist ebenso gewiß. Sie weiß mehr über ihn und seinen Verrath, als wir glauben. Zwang wird sie nicht sprechen machen, dränge sie daher nicht. Warten wir es ab, bis sie selbst dies Räthsel löst. Eins glaube ich bestimmt annehmen zu können, sie hat Bela Istvansi toll gemacht."

Diese ausgesprochene Ueberzeugung des Doctors schien den alten Franzli förmlich zu versteinern. Sein Denkvermögen erhob sich nicht über die gewöhnlichen Dinge des täglichen Lebens, wie hätte er Räthselhaftes jemals begreifen können; indeß einer großen und sein ehrliches Herz schwer drückenden Last war er doch ledig geworden. Die Ueberzeugung des Doctors von einem von Miriam verschwiegenen Geheimnisse flößte auch ihm die Gewißheit ein, daß sie keine Undankbare gegen die Wohlthaten sein könne, welche sie im Bussy-Rabutin'schen Hause empfangen hatte und noch empfing.

Was Doctor Weilenberger hinsichtlich Bela Istvansi's befürchtet hatte, trat bald ein. Der Unglückliche zerschmetterte sich in einem unbewachten Momente den Schädel an der festen Mauer seiner Krankenzelle. Sein Tod breitete über das Geheimniß, das seine irren Reden verrathen hatten, den Schleier des

Schweigens. Es hatte keinen Werth, um als Grund einer Anklage gegen irgend Jemand dienen zu können, weil Aussagen Irrsinniger eben nur als wirre Bilder und Vorstellungen Unzurechnungsfähiger betrachtet werden müssen.

## IV.

Ein voller Monat war nach diesem Ereignisse vergangen, als die Prinzeß-Mutter ihren Sohn, den Obristhofkanzler, und dessen Vetter, den Obristhofmeister, eines Tages zu einer dringenden Besprechung zu sich einladen ließ. Die genannten beiden Herren erschienen pünktlich und zwar voll Neugier, welche dringende Angelegenheit die alte Dame bewogen haben könne, sie zu sich zu rufen. Sie waren nicht wenig erstaunt, als sie erfuhren, daß die an sie ergangene Einladung auf Wunsch des Prinzen Eugen erfolgt sei.

„Ich begreife nicht, meine Gnädigste, wie Se. Durchlaucht der Prinz Sie dazu hat bewegen können, uns als seine auf seinen Wink sich bereit haltenden Untergeordneten anzusehen", äußerte der Obristhofmeister empfindlich. „Ich zolle Höchstdemselben die

möglichste Achtung, er hat große Verdienste, wer könnte das leugnen! aber ich bekenne offen, daß mich die Art und Weise beleidigt, welcher er sich bedient, uns, um in seiner Soldatensprache zu reden, gleichsam zusammen zu trommeln. Wissen Sie, um was es sich handelt?"

„Nein", antwortete die alte Dame, „er hat mich darüber ebenfalls in Unwissenheit gelassen. Dies Billet empfing ich von ihm."

Die beiden Grafen Sinzendorf überflogen das ihnen gereichte Billet mit des Prinzen Handschrift. Es enthielt nur die Bitte, sie zu sich zu bescheiden, denn er habe ihnen eine dringende Mittheilung zu machen.

„So sehr dringend kann sie unmöglich sein", bemerkte der Obristhofkanzler. „Er würde jedenfalls die Gelegenheit benutzt haben, sie mir heute, wo wir zur Conferenz zusammen waren, im Vertrauen zu insinuiren."

„Man will bemerkt haben, daß bei Sr. Durchlaucht dem Prinzen zuweilen Andeutungen von geistiger Schwäche sich kundgeben", sagte sein Vetter ironisch und setzte, um das Gehässige dieser Aeußerung nicht gar so scharf hervortreten zu lassen, hinzu: „Es ist auch nicht besonders zu verwundern, wenn bei Sr. Durchlaucht dergleichen Mängel hin und wieder er-

scheinen. Ein so bewegtes und unter großen geistigen wie körperlichen Anstrengungen verbrachtes Leben verliert doch im Verlaufe der Jahre seine Spannkraft."

Die Ankunft des Prinzen machte der Fortsetzung ähnlicher Aeußerungen ein schnelles Ende. Als der Lakai die Thür weit geöffnet und üblicherweise den Namen des Ankommenden ins Gemach hineingerufen, sah man den von einem seiner Secretäre begleiteten Prinzen auf der Thürschwelle sich nach demselben umdrehen und ihm ein Couvert von der Art abnehmen, wie die für Depeschen gebräuchlichen zu sein pflegen. Mit diesem in der Hand trat er in das Gemach ein, dessen Thür sich sogleich hinter ihm schloß. Nachdem er die Prinzeß-Mutter begrüßt, wendete er sich zu den beiden Grafen mit den Worten:

„Sie sehen mich mit Schriften ausgerüstet hier erscheinen, meine Herren, und zwar mit Schriften, die Ihnen außerordentlich erfreulich sein werden, denn ich kenne Ihre edlen Herzen, ich weiß, daß Sie sich glücklich schätzen werden bei Anhörung dessen, was ich Ihnen mitzutheilen habe. Setzen wir uns."

Nachdem dies geschehen war, öffnete der Prinz das Couvert und nahm ein zusammen gebrochenes Actenstück mit einem Magistratssiegel aus demselben.

„Es ist von dem Rathe der Stadt Dessau", fuhr er fort. „Man meldet mir auf Befehl Sr. Durch-

laucht des Fürsten Feldmarschall Leupold in dieser Schrift den Hergang eines Mordes, und damit dieses Schriftstück keinem Zweifel der Echtheit unterliege, hat mein durchlauchtiger Waffenbruder auch sein reichsfürstliches Siegel beifügen lassen. Glauben Sie, daß diese Schrift unter diesem verstärkten Zeichen der Glaubwürdigkeit angezweifelt werden könne?"

„Nein", antworteten die Sinzendorfe.

„So bitte ich, Herr Obristhofkanzler, lesen Sie es uns vor. Meine alten Augen dürften mir den Dienst versagen bei solcher Anstrengung."

„Vergönnen Ew. Durchlaucht mir die Frage: was soll uns die Kenntnißnahme dieser Schrift nützen? Wir stehen in keiner Beziehung zu Dessau", sagte der Obristhofmeister.

„Ganz recht, mein theurer Freund, aber für das, was ich noch hier im Couvert habe, ist die Kenntniß des Inhalts dieser Schrift unerlaßlich. Haben Sie die Güte zu lesen, Herr Obristhofkanzler."

Dieser Aufforderung konnte sich der letztgenannte nicht entziehen, obwohl auf seinem wie auf seines Vetters Gesicht der Ausdruck großer Unbehaglichkeit nicht zu verkennen war. Das Schriftstück empfing erst eine besondere Bedeutung, als nach Beendigung der Vorlesung desselben Prinz Eugen sprach:

„Der Korporal Philipp, welcher hier namentlich genannt sich findet, ist Niemand anders als Ihr Stiefbruder, Herr Obristhofkanzler, Hubert Graf Bussy-Rabutin.“

Der Eindruck dieses mit fast lakonischer Kürze gegebenen Aufschlusses war von so großer Wirkung, daß die beiden Grafen eine Weile stumm blieben, als fehle ihnen die Fähigkeit, irgend ein Zeichen ihres Staunens zu äußern. Der Obristhofmeister faßte sich zuerst. Sein Unmuth, den er unter einem faden Lächeln zu verbergen suchte, sprach sich in der Aeußerung aus:

„Durchlaucht scheinen Liebhaber von großen Effecten zu sein, die den Zuhörer in außergewöhnliche Stimmungen zu versetzen geeignet sind.“

„Ich will das nicht geradezu ableugnen“, antwortete Prinz Eugen mit dem Ausdruck jener heitern Ruhe, welche ihn stets auszeichnete und von seinen Gegnern, deren er so viele am Kaiserhofe zählte, gefürchtet war, indem sie ihm jederzeit die nöthige Klarheit geistigen Blickes gewährte, welchen ein Feldherr vor dem Feinde wie der Staatsmann auf politischen Felde bedarf, um Siege zu erringen. „Sagen Sie selbst, Herr Graf, wird nicht Alles in der Welt nach dem Effect beurtheilt, den es bewirkt? Es wäre eine

arge Selbsttäuschung, wollten wir das in Abrede stellen."

„Durchlaucht sprachen es entschieden aus, daß der Mörder, Korporal — wie hieß der Mensch doch? — Korporal Philipp, der angebliche Sohn meines hochseligen Herrn Stiefvaters sei?"

„So ist es, Herr Obristhofkanzler", sprach der Prinz. „Sie und Ihr Herr Vetter hier wissen es, daß ich nichts auf die Lüge gebe, die erfunden worden ist, um ihn seines Geburtsvorzugs und somit seiner Ansprüche zu berauben. Ich kam auf die richtige Spur derer, von denen sie ausgeht, und zu der Erkenntniß, daß so talentvollen Erfindern gegenüber es Nothwendigkeit ist, das in Schweigen zu hüllen, was denjenigen betrifft, der ihrem schändlichen Plane zum Opfer fallen soll." Und zur Prinzeß-Mutter sich wendend, fuhr er mit einer Verneigung gegen sie fort: „Meine Gnädigste, empfangen Sie meinen Dank für das von Ihnen bewahrte Schweigen, um das ich Sie gebeten habe. Wie sehr gerechtfertigt diese Bitte war, geht aus den Papieren hervor, die von Sr. Durchlaucht von Dessau mir als Hinterlassenschaft des Gemordeten eingeschickt worden sind."

Die beiden Grafen befanden sich offenbar in der unangenehmen Lage von Leuten, die das Gewicht

einer unausgesprochenen, gleichsam noch in der Luft über ihren Häuptern schwebenden Beschuldigung ihrer Theilnahme an einem Verbrechen auf sich niederdrücken fühlen und in Verwirrung nichts finden, was ihnen den Anstrich der Schuldlosigkeit zu geben vermöchte. Prinz Eugen schien das nicht zu bemerken. Indem er aus dem Couvert einige in Briefform gefaltete Blätter nahm, sagte er scherzend:

„Es würde zu viel verlangt sein, wollte ich dem Herrn Obristhofkanzler auch das Vorlesen des Inhalts dieser einzelnen Blätter aufbürden, ich werde diese Mühe selbst übernehmen.“

Und ohne auf eine Einrede zu warten, begann er rasch jene „brüderlichen“ Briefe vorzulesen, welche den dessauer Fürsten, obwohl er deren eigentlichen Zusammenhang mit Korporal Philipp nicht im entferntesten ahnte, so tief empört hatten.

„Heiliger Gott, welches abscheuliche Complot, um Hubert unglücklich zu machen!“ rief die Prinzeß-Mutter.

„Gewiß, Madame“, sprach der Prinz, „es ist ein schönes Rechnungsexempel, das man bis zum Facit glücklich durchgeführt hat; das Facit aber, meine Gnädigste, ist lahm geworden, es paßt nicht zu der Aufgabe, die man sich gestellt, und der Aufwand von Be-

strebungen, um für den so gut entworfenen Plan einen entsprechend glücklichen Abschluß herbeizuführen, war ein vergeblicher."

Der Obristhofmeister, im Bewußtsein der Nothwendigkeit, sich dem Schreck zu entreißen, den die Kenntniß des eben vorgelesenen, in Dessau gemachten Fundes ihm und seinem Vetter verursacht hatte, erhob sich von seinem Sitze und sagte mit verbindlichem Lächeln:

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Durchlaucht jemals so großes Wohlgefallen am Romanhaften äußern könnten. Jedenfalls dürften Romanscribenten sich sehr glücklich fühlen, wenn ihnen Kenntniß von dieser Hinterlassenschaft zu Theil würde, sie hätten dann einem ebenso pikanten als brillanten Stoff für ihre Arbeiten. Ich zweifle nicht, daß ein solcher Roman bedeutendes Aufsehen machen würde."

„Sie sprechen ganz aus meiner Seele, Herr Obristhofmeister", stimmte der Prinz heiter bei. „Für bedeutendes Aufsehen könnte ich sogar bürgen, da ich die Namen der Schreiber dieser Briefe bezeichnen kann, deren Handschriften sich nicht ableugnen lassen. Gewiß, es würde Aufsehen machen, wenn im Vorwort eines solchen Romans der Autor erklärte, daß nicht nur ich, sondern auch die dessauer Durchlaucht,

der man durchaus nicht den Vorwurf romanhafter Erfindungen machen kann, wie die ganze Welt weiß, als Bürgen der Wahrheit seines kunst- und phantasiereich verschlungenen Werkes einstünden. Natürlich würde ich dem betreffenden Autor mit noch andern Daten unter die Arme greifen, welche meiner Ansicht nach ganz geeignet wären, seinem Buche eine Berühmtheit zu verschaffen, wie sich einer solchen sobald kein anderes zu erfreuen haben dürfte."

„Und wollen Ew. Durchlaucht dies thun?"

„Excellenz, über mein Thun pflege ich nur mir allein Rede zu stehen", antwortete der Prinz ernst, indem er sich ebenfalls von seinem Sitze erhob. „Ich habe Sie beide, meine Herren, zu Vertrauten dieses — um auf Ihre Ansicht einzugehen, Herr Obristhofmeister — Romans gemacht, damit wenigstens in Ihren Augen jenes schandbare Complot zum Verderben Hubert's ins rechte Licht tritt. Die Verwendung der Zeugnisse für die Verworfenheit einer lichtscheuen Gesellschaft, welche den reichen protestantischen Erben zu beseitigen strebt, bleibt meinem Willen anheimgestellt und richtet sich lediglich nur nach dem Verhalten seiner im Dunkel schleichenden Feinde, in deren eigenem Interesse es nicht liegen kann, den Fels über sich loszusprengen, der sie erschlagen

wird. Ich halte es zugleich für überflüssig, Sie noch mit dem von Sr. Durchlaucht zu Dessau an mich gerichteten Briefe bekannt zu machen, weil Ihnen die Ausdrucksweise des rauhen Kriegsfürsten als nicht hoffähig erscheinen dürfte."

Unterdeß hatte der Obristhofkanzler die nöthige Fassung gewonnen, um der Prinzeß-Mutter seine lebhafte Befriedigung auszusprechen, daß es ihm nach der durch Se. Durchlaucht so überraschend gegebenen Erklärung hinsichtlich Hubert's Schicksal nun gegönnt sei, denselben als einen lieben Bruder ansehen zu können.

„O lassen Sie ihn schnell kommen, gnädigste Mama!" rief er. „Ich brenne vor Begier, ihm durch die That zu beweisen, wie sehr ich bereue, den Verleumdern seines Geburtsrechts Glauben geschenkt zu haben."

„Mein Herr Obristhofkanzler, ich bitte, Ihrer gnädigsten Mama Herz nicht mit einem Wunsche zu bestürmen, der demselben an und für sich schon nahe liegen muß. Uebrigens hat sie mir die Anwaltschaft des so schändlich Verfolgten überlassen und ich werde ihn nicht eher hierher berufen, als bis alles ihn Betreffende geordnet ist."

Die Briefschaften und das Magistratsschreiben von Dessau in das Couvert versenkend, begab sich der

Prinz mit letzterem in der Hand zur Thür des Vorzimmers und händigte es seinem draußen wartenden Secretär ein. Sowohl der Obristhofkanzler als seines Vetters Excellenz bestrebte sich durch einen Aufwand von Freundlichkeit den unangenehmen Eindruck zu verwischen, den ihr beiderseitiges Verhalten auf den Prinzen wie auf die Prinzeß-Mutter unter allen Umständen hervorgerufen und der Annahme, sie seien bei dem Complot gegen Hubert nicht so unbetheiligt, als sie vorgaben, Vorschub geleistet haben mußte. Es konnte nicht in des Prinzen Wunsche begründet sein, einen Bruch in einer so hohen Familie herbeizuführen; er liebte den Krieg, wenn er nöthig erschien, aber er liebte es nicht, ihn Dimensionen annehmen zu lassen, die durch eine kluge Verständigung zu vermeiden waren, weil am endlichen Schluß des Kampfes der Sieger sich nicht der Einsicht verschließen kann, daß er ebenso viel verloren, als eine Niederlage ihn gekostet hätte. Sein Bemühen, den Frieden aufrecht zu erhalten, erwies sich freilich diesmal als ein ganz vergebliches, denn die beiden Grafen Sinzendorf betraten nach diesem Tage nicht wieder das Haus der Prinzeß-Mutter.

Ueber Hubert's Geschick blieb der Prinz ganz ohne Kenntniß. Wohin war er geflüchtet, als er Dessau

verließ? Im Stillen nährte er die Hoffnung, von ihm eine Kunde zu erhalten, aber diese Erwartung erfüllte sich nicht, und so blieb ihm nichts als die Vermuthung übrig, daß Hubert entweder ergriffen und nach Dessau als Deserteur zurückgebracht worden sei oder sich freiwillig gestellt habe. In beiden Fällen nahm der Prinz als den ihm einzig gebliebenen Ausweg an, daß er der dessauischen Durchlaucht seinen Namen, Stand und Schicksal entdeckt haben werde. Die Kenntnißnahme von der Hinterlassenschaft des Ermordeten — unter welchen Umständen dieser Mord sich ereignet und ob er Hubert allein zur Last falle, darüber ließ das dessauer Schriftstück ganz im Unklaren — mußte Herrn Leupold dann unter allen Umständen zur Milde gegen Hubert und zu einem nähern Eingehen auf die Angaben desselben bestimmen.

Unterdeß hatte Gottfried Langermann seine von seinem kaiserlichen Herrn und Gönner zum Zwecke seiner Verheirathung ihm bewilligte Urlaubsreise nach Dessau angetreten, von der Prinzeß-Mutter mit einer bedeutenden Summe für Hubert und einigen Zeilen von Doctor Weilenberger unter Gottfried Almarich's Adresse ausgerüstet. Das Ausbleiben jeglicher Notiz über Hubert leitete den Prinzen auf die Vermuthung, dessen Flucht von Dessau könne doch vielleicht gelungen

sein, und so entstand das räthselhafte Schreiben an den dessauer Fürsten, in welchem der Korporal Philipp als derjenige erklärt wurde, welcher Sr. Durchlaucht den einzig richtigen Aufschluß über Alles zu geben vermöge. Es war ein Schreiben für alle denkbaren Fälle, nichts verrathend und einen Schleier über Hubert's Person breitend, der sich nicht lüften ließ. Der Prinz war nicht blind für die Gefahr, welcher Hubert, wenn seine Feinde seine Spur entdeckten, aufs neue ausgesetzt wurde, denn nun trat ihm auch ihre Rache entgegen und diese war vor allem zu fürchten.

Die feindliche Haltung der beiden Grafen Sinzendorf gegen die Prinzeß-Mutter, die auch ihn, freilich nur sehr oberflächlich berührte, ließ seine schon lange im Stillen genährte Vermuthung, daß sie bei allem gegen Hubert Unternommenen nicht ganz unbetheiligt seien, zur vollsten Ueberzeugung werden. Sie nahmen jetzt den Standpunkt von leidenschaftlichen Spielern ein, die der ihnen den Rücken kehrenden Glücksgöttin Trotz entgegensetzen. War seine Ueberzeugung gegründet, so standen sie allerdings auf gleicher Stufe mit solchen in ihren Hoffnungen Betrogenen.

Selbstverständlich hatten der Prinz und die Prinzeß-Mutter unter den geschilderten Umständen eine wahrhafte Sehnsucht nach der Rückkehr Gottfried

Langermann's. Von ihm mußten sie erfahren, was aus Hubert geworden war, und gewiß zählten wenige Personen in der Kaiserstadt die Endtage des October mit so fieberhafter Spannung wie sie und Doctor Weilenberger. Schon war der Abend des letzten October niedergedunkelt, als der kaiserliche Kammermusiker Gottfried Langermann und ein mit demselben angekommener guter Freund sich bei dem Doctor melden ließen.

„Gelobt sei Gott, daß Er da ist, Gottfried!“ rief letzterer diesem entgegen. „Er ist mit Sehnsucht erwartet worden.“

„Das gilt wohl dem da“, meinte der so Begrüßte, indem er auf den mit ihm Gekommenen und an der Thür Verharrenden zeigte, der mit einer raschen Wendung den ihn einhüllenden Mantel abwarf und mit den Worten: „Mein treuer alter Freund! Ein armer Flüchtling bittet um Ihren Schutz“, den Doctor in seine Arme schloß.

„Hubert!“

Die Ueberraschung war für den Doctor so übermächtig, daß sich eben nur in diesem Namen sein ganzes Empfinden ausdrücken konnte.

Die Reise nach Wien war eine von keinem andern Hinderniß als dem üblen Wetters und dadurch bewirkter

schlechter Wege aufgehalten gewesen. In Leipzig hatte Hubert sein Aeußeres durch Ankauf von Kleidungsstücken gänzlich verändert, und in Gemeinschaft mit Gottfried Langermann und dessen junger Frau langte er mit Regina und seinem treuen Almarich glücklich nach fast vierwöchentlicher Fahrt, da sie vorsichtig die Hauptstraße über Dresden und Prag vermieden, in Wien an. Was Doctor Weilenberger in der Ueberschwänglichkeit seiner Freude ihm mitzutheilen vergaß, das erfuhr er vom Prinzen Eugen, der ihn mit der Zärtlichkeit eines Vaters willkommen hieß.

Es war eine tiefergreifende Scene, als Hubert am andern Morgen in Begleitung des Prinzen seiner Mutter in die Arme flog. Von dieser Stunde an behauptete er wieder den ihm gebührenden Platz als Sohn des Hauses, und wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Nachricht in der hocharistokratischen Gesellschaft, ja man erzählte sich, der junge Herr habe sich sogar eine Braut mitgebracht. Regina, welche bei ihrer Ankunft in Wien einstweilige Aufnahme in Gottfried Langermann's bescheidener Häuslichkeit gefunden hatte, wurde von Hubert seiner Mutter alsbald zugeführt.

„Mein liebes Kind“, sprach die alte Dame gütig,

„mein Sohn hat mir erzählt, daß Sie in der schwersten und verzweiflungsvollsten Stunde seines Lebens ihm als rettender Engel erschienen sind und ihn von einer That abgehalten haben, die mich zu einer weinenden Mutter gemacht haben würde. Indem ich Sie jetzt vor mir sehe, erkenne ich es als ein berechtigtes Bedürfniß seines Herzens, Sie zu lieben. Ich nenne Sie fortan meine Tochter! Ihm gehört Ihr Herz, lassen Sie auch mir einen Theil Ihrer Liebe zu ihm zu gute kommen. Sie kennen alle die unseligen Vorkommnisse in unserm Hause und werden es daher sicher als eine Nothwendigkeit für mich erkennen, daß ich mich nach so lang entbehrter Liebe sehne. Ich hoffe, daß nach so schwerem Kummer und so bittern Enttäuschungen mein Lebensabend durch Sie sich zu einem freundlichen gestalten wird."

Regina küßte von tiefer Empfindung überwältigt die Hand der Prinzeß-Mutter und antwortete unter Thränen der Rührung: „O mein Gott, wie glücklich macht mich Ihre Herzensgüte! Was kann ich Arme Ihnen dafür bieten? Nichts als ein Herz, dessen stetes Streben nur dahin gerichtet sein soll, Ihrer Liebe mich werth zu machen."

Das reiche Haus ward von nun an Regina's Asyl. Ihr ernst-heiteres Wesen gewann ihr aller Herzen,

ihre Freundlichkeit gegen Jeden war die ungekünstelte Ausstrahlung der Herzensgüte und dafür ist auch der roheste Mensch, oft sogar noch in leidenschaftlichster Zornerregung, empfänglich.

Nur eine Seele hielt sich fern von ihr — Miriam. Mit dem Eintritte Regina's ins Haus ging eine so große Veränderung mit der kleinen Zigeunerin vor, als ob ein schweres Unglück in ihr Leben gefallen wäre. Sie zeigte sich still, niedergeschlagen, voll Scheu. Da der alte Franzli krank lag, fiel es Niemand auf, man glaubte, die Krankheit des alten Mannes, der gleichsam Vaterstelle an ihr vertreten, gehe ihr so tief zu Herzen. Franzli's Wohnung befand sich nicht mehr in der Portierloge, es war da zu geräuschvoll für den kranken Mann; Doctor Weilenberger hatte seine Uebersiedelung in ein anderes Lokal als vor allen Dingen nöthig beantragt, und einige Räumlichkeiten im Hintergebäude nahmen ihn deshalb auf. Graf Hubert hatte ihn wenige Stunden später, als er seine ehrwürdige Mutter zum ersten Male nach so langer Trennung wiedergesehen, besucht. Außer sich vor Freude bei seinem Anblicke schrie die am Bette Franzli's sitzende Miriam auf, warf sich zu seinen Füßen nieder und küßte seine Hände und den Saum seines Rockes. Das Glück des Wiedersehens kann keinen

leidenschaftlichern Ausdruck finden, als Miriam ihm verlieh.

„Sonne, Mond und Sterne haben Dich nicht verlassen in der Noth — ich wußte es, ja, ich wußte es!“ rief sie und ihr liebliches Gesicht zeigte den Ausdruck freudigen Triumphs.

„Ich habe Deinen Talisman nie abgelegt“, sprach Hubert gütig, und indem er seine Brust entblößte, wurde der Talisman Miriam's sichtbar.

„Wie glücklich mich das macht!“ rief die Kleine.

Der alte Franzli wollte wissen, wovon die Rede sei; Hubert sagte es ihm.

„Das ist ein heilloses Zigeunerchristenthum“, brummte Franzli. „Werfen Sie das Ding weg, Herr Graf, es ist pures Teufelswerk.“

„Nein, Franzli, was die Liebe gegeben, wird durch sie geheiligt, denn auch der Irrthum, der Wahn hat eine Berechtigung, wenn er das Gute will.“

Wie ein Feuerstrom flammte in Miriam's Augen das Glück, ihn dies sagen zu hören. Hätte er so sprechen können, wenn er nicht von ihrer Liebe überzeugt gewesen, wenn der Talisman nicht als ein theures Zeichen eines nur für ihn schlagenden Herzens von ihm angesehen worden wäre? Sie hatte ihm mit demselben ihren einzigen Reichthum gegeben, sie besaß

nichts Werthvolleres, was sie ihm hätte bieten können, und er hielt es hoch und theuer. Und doch fiel schon in dieser Stunde ein schwerer, vernichtender Reif auf ihr Glück, sich von ihm geliebt glauben zu dürfen.

Hubert erzählte dem alten Franzli, daß er sich eine Braut mitgebracht habe. Und wie er dem greisen Diener ein Bild von ihr entwarf und sein Gesicht dabei von Wonne strahlte, da zuckte es durch das Herz der Kleinen, als ob eine eisige Hand das darin pulsirende warme Leben zum Tode erstarre. Der Ausdruck großen geheimen Glücks, der noch vor wenig Minuten in ihren lebhaft bewegten Zügen so sichtbar sich kundgab, wich dem tiefster Trauer. Weder Hubert noch der alte Franzli beachteten diese Veränderung. Der erstere versprach, als er den Franzli verließ, seine Braut zu ihm zu führen, damit er sie sähe. Vor diesem Besuche zitterte Miriam, aber abwenden ließ er sich nicht.

Regina's Liebenswürdigkeit, ihre reizende Persönlichkeit schüchterten die kleine Zigeunerin ein; ein krampfhaftes Weh durchzog ihr Herz, das unter dieser schmerzvollen Empfindung einer von harter, rücksichtsloser Hand zerdrückten Blume glich. Und wie überselig leuchteten Hubert's Augen, wenn er den Blick auf seine schöne Braut richtete! Miriam fühlte den Unter-

schied, die weite Kluft zwischen sich und dieser reizenden Fremden, die so gütig zu ihr sprach und deren feine weiße Hand ihr sanft und liebkosend über die Stirn strich, wie tausend Dolchstiche durch ihre Seele gehen.

Die schöne Fremde war die unter sorgsamer Pflege sich wunderbar herrlich entfaltende, durch den zartesten Duft ausgezeichnete und wie Abglanz lichten Frühroths schimmernde Gartenrose, während sie, die kleine Miriam, als wilde Haiderose wie die zahlreichen und fast unbeachtet bleibenden Blumen, deren Schönheit ein so einfacher, wenn auch lieblicher Schmuck der Wildniß ist, dagegen verschwinden mußte, ohne vermißt zu werden, ohne den Duft der Erinnerung zurückzulassen.

Der alte Franzli war ganz überglücklich, seines jungen Herrn schöne Braut von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben; Miriam schwieg. In ihrem Denken stand eine Frage, die Trost und Schmerz zugleich in sich schloß. Kann sie ihn mehr lieben, wie ich ihn liebe? Darin lag für sie die Beseligung eines Himmels, wenn das Bewußtsein eines Glückes, das wir unser ausschließliches Eigenthum nennen, als eine himmlische Beseligung bezeichnet werden darf, und doch auch zugleich die Folterqual einer Hölle, wie die Eifersucht sie täglich neu gebiert.

Doctor Weilenberger, der den alten Franzli täglich besuchte, erzählte, daß die Prinzeß-Mutter den Entschluß gefaßt, trotz ihres Alters mit Hubert und dessen Braut nach Siebenbürgen überzusiedeln; dort solle nicht nur die Vermählung beider stattfinden, sondern Hubert auch in den kaiserlichen Kriegsdienst treten, für welche Laufbahn er sich entschieden habe. Prinz Eugen sei vollkommen mit diesem Entschlusse einverstanden, um so mehr, als er sich der Furcht nicht erwehren könne, daß die Rache der Feinde Hubert's nicht schlummern und jedenfalls in Wien eher als irgendwo anders und namentlich in Siebenbürgen Gelegenheit finden dürfte, ihn zu erreichen.

Niemand ward bei dieser Aussicht fröhlicher gestimmt als der treue Gottfried Almarich. Es behagte ihm in dem Wiener Menschentrubel durchaus nicht, während der Gedanke an die Waldpracht seiner Heimat ihm das Herz weiter machte. Seine schlichte biedere Seele verlangte nach der einfachen und doch so großartigen Waldnatur. In Dessau beim alten Peter Langermann hatte er wenigstens eine Andeutung derselben in dem von diesem beaufsichtigten Gehege oder Thiergarten genossen, hier in Wien gab es nur Häuser.

Für Hubert und Regina war Gottfried Almarich eine

unentbehrliche lebendige Erinnerung an ihren Aufenthalt zu Dessau, und oft riefen sie in Gemeinschaft mit ihm das von ihnen Erlebte, wobei er so eng betheiligt gewesen, in ihrer Unterhaltung zurück. Da gab es denn auch viel Lustiges dabei. Die Erinnerung an den durchlauchtigen Herrn Leupold, an den alten Waldmenschen Peter Langermann und seine geschäftige Frau Martha, an den ehrlichen langen Libusch, an Prinzeß Louisens ewig heitern, lebensfrohen Sinn und vor allem an den würdigsten aller Feldwebel, an den Brommer, bot ihnen so fröhliche Lichtbilder, daß sie des Schlimmen, was sie nun glücklich hinter sich hatten, fast gar nicht mehr gedachten, und wenn Gottfried Langermann mit seiner jungen Frau sich bei ihnen einfand, was sehr oft geschah, da wurde diese Rückschau mit Freuden von ihnen allen aufgenommen, denn in ihr wurzelte ja ihr Glück allein.

Prinz Eugen befand sich nun nicht mehr im Unklaren über den durch Hubert absichtslos geschehenen Mord an dem fremden Doctor.

„Sie müssen die seltsame Schicksalsfügung, die den Agenten Ihrer Feinde durch Ihre Hand den Tod finden ließ und dadurch das Sie vernichten sollende Gewebe der schlausten Habsucht entschleierte, meinem durchlauchtigen Herrn Waffenbruder zu Dessau aus=

führlich mittheilen", hatte der Prinz gesagt, und Hubert äußerte lächelnd: „Doch erst von Siebenbürgen aus."

Daß sie selbst dort nicht ganz ohne Nachrichten von Dessau bleiben würden, dafür wollte Gottfried Langermann sorgen, der doch hin und wieder seinem martialischen Schwiegervater schreiben mußte.

So war das Neujahr herangekommen, und wenn auch bis zum Anbruch des Frühlings, wo die beabsichtigte Uebersiedelung ausgeführt werden sollte, noch einige Monate zu vergehen hatten, so bereitete die Prinzeß-Mutter doch sehr sorgsam zu dieser Reise Alles vor, denn für sie, die Hochbetagte, galt es dann für immer Abschied von Wien zu nehmen. Man hatte erwartet, daß Hubert's und seiner Braut Anwesenheit Ursache werden würde, daß der Salon der Prinzeß sich wieder der großen Gesellschaft öffne, aber man sah sich getäuscht; selbst die Einladungen zu den hocharistokratischen Cirkeln lehnte Hubert höflich ab, ein sehr kleiner Kreis von Freunden nur fand sich zu bestimmten Tagen in dem ehemals so vielbesuchten Hause ein, zu welchem Prinz Eugen, die schöne Gräfin Lorel Batthyanyi, Graf Liechtenstein, der Krösus Oesterreichs, und einige andere Cavaliere und Damen zählten. Man fühlte sich im Genusse dieses vornehmen Stilllebens wohl und vermißte den großen Train

nicht, der in den höchsten und hohen Regionen doch meist nur als glänzende Comparserie fungirt.

Es war so viel wahre Freude jetzt in dem vor nicht gar langer Zeit einsam gewesenen Hause heimisch, daß der stille Kummer einer Seele gar nicht beachtet wurde. Vor dem Glücke zieht sich das Unglück, vor der Wonne die Trauer zurück.

Wem hätte es auffallen sollen, daß die kleine Miriam so still geworden war? Nicht einmal der alte Franzli bemerkte es, obwohl er mit ihr im nächsten Verkehre stand. Man sah die Kleine, die sonst koboldartig im Hause umherschwärmte, fast gar nicht mehr, sie schien zur Schnecke geworden zu sein, die ihr Haus nicht verläßt. Miriam betrat nur selten noch das Vorderhaus; im Hintergebäude, wo die herrschaftliche Küche sich befand, und im geräumigen Hofe, den die männliche und weibliche Dienerschaft frequentirte und der nicht selten auch von Dienern anderer herrschaftlicher Häuser besucht wurde, um hier mit ihren guten Freunden oder Freundinnen ungestört plaudern zu können, gab es in der That eine Menge Unterhaltung.

Der alte Franzli, welchen Doctor Weilenberger wieder so weit hergestellt hatte, daß er das Bett verlassen konnte, bedurfte immer noch vieler Pflege;

Miriam ließ es nicht daran fehlen, sie war eifrig in der Ausübung ihres Samariterdienstes und pünktlich in Zubereitung der vom Arzte verordneten Aufgüsse, um deren willen sie oft in die Küche hinabmußte.

Ohne daß es ihr als etwas Besonderes auffiel, bemerkte sie, die still kam und still ging, ohne daß sie weiter beachtet wurde, daß der Koch viel mit einem ihn sehr oft besuchenden Fremden verkehrte, den sie ebenfalls für einen Koch ansah. Indeß so wenig Aufmerksamkeit sie auf ihn wie überhaupt auf das gesammte Küchenpersonal richtete, so entging ihr doch nicht, daß dieser Mann, der sich gewöhnlich zur Abendzeit einstellte, ein sehr scheues, vorsichtig spähendes Wesen äußerte und, wenn er mit dem Koche allein sich befand, leise in diesen hineinredete. Das geringste Geräusch, welches dann sein Ohr traf, ließ ihn sofort verstummen.

Dies Gebaren war seltsam, aber was ging es sie an? In des Kochs Benehmen, der sonst ein sehr heiterer junger Lebemann war, trat bald, wenigstens ihrer Beobachtung zufolge, die Wirkung dieses Umgangs hervor; er zeigte sich unsicher und schien alles um ihn Vorgehende mit Argwohn zu betrachten.

Von Doctor Weilenberger hatte sie gehört, wie er dem alten Franzli erzählte, daß Hubert sich ein

Erkältung zugezogen, die aber nicht von sehr großer Bedeutung sein und schnell weichen werde, wenn er zwei Abende hinter einander das Decoct genossen, welches der Koch nach seiner, des Doctors, Angabe zur Bereitung erhalten habe. Heftiger darauf folgender Schweiß banne das Uebel mit Sicherheit.

Es war in der neunten Abendstunde, als Miriam in die Küche hinabging, um für den alten Franzli den ihm vor dem Schlafengehen als Trank verordneten Kräuteraufguß zu bereiten. Ihr leichter Schritt war in der Küche nicht gehört worden, in der sich der Koch und der erwähnte Fremde allein befanden. Die nur angelehnte Thür wurde von Miriam unabsichtlich geräuschlos geöffnet. Sie erblickte die Beiden im halblaut geführten und zwar sehr dringlich scheinenden Gespräche bei einem Feuer, das unter einem kleinen, auf einem Dreifuß stehenden Topfe brannte. Es war eine unwillkürliche Handlung von seiten Miriam's, über die sie sich keine Rechenschaft hätte geben können, daß sie in den tiefen Schatten eines von einem weit vorstehenden Speiseschrank gebildeten Winkels trat. Sie hörte den Koch sprechen:

„Ich kann mich nicht dazu entschließen, er hat mir im Leben nie etwas zu Leide gethan."

„Mag sein, aber Ihr thut Euch selbst ein Leid

an", sagte der Andere. „Sind tausend Gulden so wenig in Euern Augen? Und ein Dienst in Aussicht, der Euch dreimal mehr einbringt als der in diesem Hause. Und was sollt Ihr für das Alles thun? Nichts, so viel wie nichts, den Inhalt dieses Fläschchens, vielleicht höchstens zwanzig Tropfen in das Decoct gießen, das ist das Ganze."

Der Koch stieß einen Seufzer aus und wiederholte dann: „Ich kann's nicht."

„Dummkopf!" sprach der Andere. „Wenn Ihr's nicht könnt, kann ich's, da habt Ihr's nicht gethan. Nur schweigen müßt Ihr, weiter braucht Ihr nichts dabei zu thun. Wenn Ihr da nicht darauf eingeht, habt Ihr Kalbsgehirn im Kopfe."

Miriam konnte sich eines angstvollen, ihre kleine Gestalt durchlaufenden Zitterns nicht erwehren. Es sollte etwas geschehen, wovor der Koch Scheu trug. Was war das, und an wem sollte es geschehen? Konnte es etwas Gutes sein bei so großen dafür gemachten Versprechungen? Diese Fragen wirrten ihr im Kopfe, das Blut schien ihr die Schläfe sprengen zu wollen, in ihr Denken drängte sich die furchtbare Ahnung, hier solle etwas Schlimmes geschehen, das sie nicht begriff.

„Es wallt über", bemerkte der Fremde, und das

gleich darauf folgende Zischen bezeugte, daß der kochende Inhalt des über dem Feuer stehenden Topfes überfloß. Wenige Augenblicke später wurden schwere Schritte von der Treppe her hörbar. Gottfried Almarich trat ein, um für seinen jungen Herrn das Decoct zu holen.

„Es muß erst abkühlen“, bemerkte Gottfried unzufrieden. „So kochend kann der Herr Graf das Gebräu nicht genießen.“

„Wenn Er mir das nicht gesagt hätte, wüßte ich's nicht“, gab der Koch beleidigt zurück. „'n andermal schwatze Er nicht so blitzgescheidt, wenn Er etwas nicht kennt. Von diesem kochenden Aufguß kommt nur der achte Theil zu dieser Mixtur und von kochendem Zustande ist dann keine Rede mehr.“

Miriam sah sich gegen ihren Willen in den dunklen Winkel gebannt; Gottfried hatte bei seinem Kommen die Küchenthür hinter sich zugemacht, ein Umstand, der ihr nicht gestattete, hinauszuschlüpfen, ohne bemerkt zu werden. Sie hörte das Klappern einiger Gefäße, die der Koch gebrauchte, um den Absud nach Doctor Weilenberger's Angabe gehörig zu mischen; sehen konnte sie diese Manipulationen nicht, weil sie tief in den Winkel gedrückt stand. „Wo ist das Glas für den Herrn Grafen?“ fragte der Koch.

„Da steht es", antwortete Gottfried nach einer Pause von wenigen Sekunden. „Hier hat Er es und nun gieße Er den Trank ein, daß ich fortkomme."

Miriam hörte das Geräusch des Ausgießens und die spöttische Frage des Kochs: „Scheint Ihm das Gebräu noch kochend? Es ist nur lau, gerade mundrecht. Ich weiß schon, was ich thue, brauche nicht erst bei Ihm in die Schule zu gehen."

Gottfried verließ ohne eine Entgegnung, den dunkelfarbigen Aufguß für seinen Herrn in einem nicht allzugroßen, auf einem Präsentirteller stehenden Trinkglase vorsichtig tragend, die Küche. Miriam fand es noch nicht gerathen, obwohl der Hinausgehende mit dem Fuße die Thür hinter sich zustieß, die jedoch nicht ins Schloß fiel, zu entschlüpfen, sie fürchtete von den beiden Zurückgebliebenen gesehen zu werden. Sie hörte den Koch ärgerlich sagen: „So 'n Waldläufer dünkt sich Gott weiß wie gescheidt! Dummbart der!"

Der Andere lachte.

„Nun, da seh' ich doch nichts Lächerliches dabei", brummte jener mißvergnügt.

„Dabei nicht, das ist richtig; aber dabei."

„Herr im Himmel, das Fläschchen ist leer. Ihr

habt die Tropfen in den Trank geschüttet!“ schrie der Koch entsetzt auf.

„Pst! Nicht so laut! Seid Ihr toll? Ich habe nichts weiter gethan, als Euch die tausend Gulden verdient, die zu verdienen Ihr zu blöde wart. Nun rasch fort — heute Abend noch gibt's hier im Hause einen Todten.“

Miriam fühlte eine so große Bestürzung Besitz von ihrem Denken nehmen, daß sie, ihre Verborgenheit vergessend, sich aus dem Winkel hervorbeugte. Der Fremde, denn der Koch lehnte wie ein Ohnmächtiger an der Wand, hatte zufällig den Blick nach der Thür gerichtet und gewahrte sie. Sofort sprang er wie ein Raubthier auf sie zu, aber dieser ihr Gefahr drohende Moment gab Miriam die Besonnenheit zurück; indem sich seine Faust nach ihrem Halse ausstreckte, sie zu ergreifen, entschlüpfte sie, sich niederduckend, und entfloh durch die nur angelehnte Thür. Wie von einem sie ausschließlich beherrschenden Instinkt getrieben, lief sie über den um diese Zeit leeren Hof und die Treppe im Vorderhause hinauf, den Corridor entlang, an dessen Ende Hubert's Schlafzimmer sich befand. Dessen Thür aufreißend, stürzte sie in dasselbe hinein. Befremdet von ihrer Erscheinung zu dieser Stunde und von ihrer Hast, blickten Gott-

fried und Hubert, der den Trank vor sich auf dem Tische stehen und die Hand schon an das denselben enthaltende Glas gelegt hatte, um es auszutrinken, auf sie.

Ehe beide noch ihrem Erstaunen Worte zu leihen vermochten, riß Miriam den Trank ihm aus der Hand und leerte das Glas auf einen Zug.

„Bist Du toll geworden?“ fragte Hubert, dem diese schnelle That, die sich durchaus nicht mit der sonstigen Bescheidenheit der kleinen Zigeunerin vereinen ließ, als ein Ausbruch von Geistesverwirrung erschien.

„Du bist gerettet — an mir liegt nichts“, antwortete Miriam halblaut.

„Sie ist meiner Seel' confus“, meinte Gottfried, und sie an den Schultern rüttelnd rief er ihr zu: „Wer zum Teufel heißt Dir den Trank für den Herrn Grafen austrinken? Es muß bei Dir im Kopfe etwas gesprungen sein.“

„Du stirbst nicht, Herr, Du nicht; Du bist so so glücklich jetzt, Du mußt leben, das Glück genießen; Sonne, Mond und Sterne werden Dich nicht verlassen in der Noth. Um mich wird kein Mensch sich grämen, Zigeunerblut ist für Ehre und Schande gleichgültig, aber nicht für die Liebe!“ redete die Kleine eifrig, zu Hubert's Füßen sinkend und seine

Kniee umklammernd, an die sie, wie von Angst getrieben, ihren Kopf schmiegte.

Ihr Gebaren war so auffallend seltsam, so scheinbar überreizt von wirren Vorstellungen, daß Hubert tiefes Mitleid für sie fühlte, sie zu sich emporhob und mit sanftem Tone sie fragte: „Aber, Miriam, was bedeutet Dein sonderbares Treiben? Ich verstehe Dich nicht. Rede doch, Kind!“

Die dunklen Augen der kleinen Zigeunerin leuchteten wie Sternenglanz in tiefer Nacht und bestätigten, daß in ihrem Herzen ein großes, wunderbares Glück aufblühte unter dem Eindruck des sanften Tons, in welchem er zu ihr sprach. „Darin“ — sie deutete auf das von ihr geleerte Glas — „war Gift für Dich, Herr, Du solltest daran sterben.“

„Gift?“ schrieen Hubert und Gottfried gleichzeitig voll Entsetzen auf.

Miriam erzählte den in der Küche von ihr belauschten Vorgang. Gottfried stürmte wie rasend hinunter, um den Koch und seinen guten Freund zu fassen, aber es war vergebens, beide hatten sich durch eilige Flucht jeder Rechenschaft entzogen. Wie sehr sich das an Hubert beabsichtigte Verbrechen bestätigte, davon gab der bei Miriam eintretende Zustand von jähem Wechsel zwischen Hitze und Frost, eine bald

darauf folgende Lähmung ihrer Glieder und Vergehen der Sinne Kunde. Der Tod nahte rasch, das Gift war von schnell tödtender Wirkung. Tief erschüttert von der Größe des Selbstopfers, das Miriam ihm durch ihr Sterben brachte, kniete Hubert am Rande seines Bettes, auf das er sie gelegt hatte. Er bestrebte sich, sie aus einer tiefen Ohnmacht zurückzurufen, die ihre kleine zierliche Gestalt starr und kalt gemacht hatte. Gottfried hatte einige Diener zu Hülfe gerufen, auch den alten Franzli. Man erwartete den Doctor Weilenberger, zu welchem ein Bote gesandt worden war; aber der Tod hat Flügel und zögert nicht, das Lebensbuch dessen zu schließen, der ihm verfallen ist.

Miriam schlug noch einmal die Augen auf, sie hingen unverwandt an dem voll Angst sich über sie beugenden Hubert. Aus diesem Blicke sprach die noch einmal in ihr aufflammende Denkkraft, die Erinnerung. „Nur Zigeuner können lieben", sagte sie leise; dann schlossen sich ihre Augen wie zum Schlummer. Als Doctor Weilenberger eintrat, fand er eine Todte.

„Es ist für Sie, Graf, nicht geheuer in Wien", sagte Prinz Eugen, als er am nächsten Tage sich im Hause der Prinzeß-Mutter einfand. „Eilen Sie von hier fortzukommen. Jedenfalls begnügt sich mit diesem Selbstopfer der armen kleinen Zigeunerin die Rache

Ihrer Feinde nicht. Sie ist wie die Nacht, die langsam, aber riesengroß aus den Tiefen an den höchsten Bergen hinanwächst, bis sie sie endlich in ihr Dunkel gezwungen hat."

Hubert war durch Miriam's Tod schwer in seinem Gemüthsleben berührt. Er hatte den Sinn ihrer letzten Worte verstanden. Ja, sie hatte ihn geliebt, wie hätte er sich das leugnen können! Wie ein Schatten lag eine trübe Stimmung auf ihm, sodaß es ihm Regina gegenüber sogar Mühe kostete, sich heiterer zu zeigen, als er sich wirklich fühlte. Es war eine Lücke in sein gewohntes Denken gebrochen, eine Farbe entschwunden aus dem heimischen Bilde, das ihn in den Gefahren seines flüchtigen, ruhelosen Umherirrens begleitet hatte als unzerstörbares, fest in seinem ganzen Sein gewurzeltes Andenken an die Tage des Glücks im Vaterhause. Hatte er auch nach seiner Zurückkunft nach Wien die kleine Miriam übersehen, vergessen hatte er sie nicht, daher fehlte sie ihm jetzt, und dies Vermissen glich für ihn, den ein schlimmes Geschick daran gewöhnt hatte, an Erinnerungen zu zehren, einem sich täglich neu fühlbar machenden Schmerze einer Wunde, den erst die Zeit mildern kann.

Die Abreise nach Siebenbürgen wurde nun auf einen

sehr nahen Termin festgesetzt. Prinz Eugen hielt es für rathsam, den Hubert verfolgenden Haß seiner Feinde auf eine Weise zu durchkreuzen, daß wenigstens die Zahl derselben gemindert werde, und seine Vorstellungen fanden sowohl bei ihm wie bei der Prinzeß-Mutter die vollkommenste Zustimmung. Ein Einladungsschreiben der letztern erging an den Obristhofkanzler, sich an einem bestimmten Tage und zu bestimmter Stunde in ihrem Hause einzufinden, um der von ihr vor Notar und Zeugen zwischen ihm und seinem Stiefbruder vorzunehmenden Erbtheilung ihrer Hinterlassenschaft beizuwohnen. Eine Schlußbemerkung in diesem Einladungsschreiben deutete dem Obristhofkanzler an, daß mit diesem Familienact die Prinzeß-Mutter nicht nur die Wirren zwischen den Stiefbrüdern auszugleichen, sondern auch ihr öffentliches Leben abzuschließen wünsche, um die ihr noch vergönnten Tage im Bewußtsein des Friedens zwischen den Ihren zu genießen. Familienacte und Familientraditionen haben in hohen Kreisen den Werth von Bestimmungen, deren Ehrwürdigkeit von jedem Mitgliede der betreffenden Familie anerkannt und als etwas Heiliges betrachtet wird, darum war im voraus zu erwarten, daß der Obristhofkanzler der Einladung Folge leisten werde.

Kaum eine halbe Stunde früher, ehe dieser Versöhnungsact ins Leben treten sollte, wurde der Prinzeß-Mutter ein Fremder gemeldet, der sie um ein geneigtes Gehör bitten ließ. „Es ist ein alter Herr, der sich Intendant des in ein paar Monaten hier ankommenden französischen Gesandten, des Herzogs von Richelieu, nennt", sagte der Diener.

„Das ist seltsam. Laß ihn eintreten."

Wenige Augenblicke später erschien der Fremde, seinem Aeußern nach ein hoher Sechziger und in seiner Kleidung sowohl als in seinen Manieren vollkommen geschulter Hofmann. Die Prinzeß-Mutter glaubte in ihm Jemand wiederzusehen, den sie früher gekannt; aber in ihrem Gedächtniß gab es nichts, was über diese Vermuthung Licht gegeben hätte, es mußte also Täuschung sein. Dieselbe wich jedoch sofort, als der Fremde seinen Namen nannte und sich ihr als einstiger Kammerdiener ihres verstorbenen Gemahls vorstellte, der, als er den Dienst im Hause Bussy-Rabutin seiner von dem Klima Ungarns bedrohten Gesundheit wegen habe aufgeben müssen, nach Paris zurückgekehrt sei, in dem herzoglichen Hause Richelieu Anstellung gefunden habe und dort seit sechs Jahren als Intendant fungire.

„Beaupré!" rief die hochbetagte Dame, die Hände

vor Ueberraschung zusammenschlagend. „Beaupré! Mein Himmel, welche Erinnerung knüpft sich an Ihren Namen für mich, für meinen Sohn Hubert!“

„Er lebt und Sie, Madame, leben“, sprach Beaupré, „nur der Herr Graf ist hinübergegangen. Ah, ich sehe ihn noch vor mir, als er seinen eben geborenen Sohn auf dem Arm hielt und die hellen Thränen der Freude aus seinen Augen auf das Knäblein fielen. Mademoiselle L'Arronge, Ihre Kammerfrau, hatte ihm den Erben seines Namens zum väterlichen Gruße bei seinem Eintritt ins Leben in den Arm gelegt und der Herr rief überselig: „Gott segne Dich, mein Sohn! Er lasse Dich glücklich werden im Leben!““

„L'Arronge — ja, ja, ich entsinne mich, L'Arronge hieß meine Kammerfrau. Sie verließ später unser Haus, weil sie sich nicht in Siebenbürgen eingewöhnen konnte. Und sie war in jener für mich so schweren Nacht — denn Hubert's Geburt führte mich fast dem Tod in die Arme — wachend, thätig?“

„Gewiß, Madame. War sie nicht dazu verpflichtet als Ihre Kammerfrau? Am letzten Tage noch, ehe ich im Auftrage meines Herrn Herzogs hierher reiste, um ein für ihn passendes Hotel zu miethen und nach seinen Wünschen einzurichten, band sie mir als unerläßlich auf die Seele, mich nach Ihrem und des jungen

Herrn Wohlbefinden genau zu erkundigen und Ihnen ihren tiefsten Respect zu vermelden. Durch Zufall hatten wir vor einigen Jahren in Erfahrung gebracht, daß der Herr Graf Feldmarschall Bussy-Rabutin gestorben sei."

„Sie lebt also noch?" rief die Prinzeß.

„Gewiß, Madame; aber sie ist unverheirathet geblieben und hat ein großes Putzgeschäft gegründet, das von den Damen des Hofes besonders stark in Anspruch genommen wird."

Die hochbetagte Dame ließ eine Pause eintreten; sie fühlte sich gedrungen, die außerordentliche Aufregung, von der sie sich durchzittert fühlte, wenigstens in etwas zu beherrschen. Dann fragte sie mit merkbar unsicherer Stimme: „Erinnern Sie sich vielleicht noch anderer Personen, die damals, ich meine, in jener Nacht meiner Niederkunft zugegen waren?"

„Genau, Madame; ich erfreue mich eines eisernen Gedächtnisses, das auch der Verlauf der Jahre nicht geschwächt hat. Es war übrigens gegen Morgen, als Graf Hubert geboren wurde, nicht mehr Nacht. Mademoiselle L'Arronge schlief in einem Zimmer mit Ihnen. Im Vorsaale saßen die Hebamme und ihre Gehülfin, um gleich bei der Hand zu sein. Mir hatte der Herr Graf, der die ganze Nacht kein Auge vor Erwartung schloß, einen Sitz an seinem Lager an-

gewiesen. Auch ich konnte nicht schlafen, obwohl ich von der Reise — wir waren erst zur Abendzeit in Gran angekommen — sehr ermüdet war. Später, als Mademoiselle L'Arronge den Herrn Grafen in Ihr Zimmer rief, postirte ich mich im Vorsaale, um jedes Befehls gewärtig zu sein. Die Bedienten schliefen fest und wurden nicht geweckt. Ein Freudenschrei des gnädigsten Herrn deutete mir an, daß seine Hoffnung auf die Geburt eines Erben erfüllt sei. Sein Jubel war zu groß, er rief mich herein, seinen Neugeborenen zu sehen."

„Und ich?" fragte die Dame mit bebender Stimme.

„Madame waren von einer tiefen Ohnmacht befangen, die zu bannen die Hebamme und ihre Gehülfin nichts unversucht ließen, indeß ohne Erfolg, sodaß ein Arzt aus der Stadt herbeigerufen wurde, weil Doctor Weilenberger, des Herrn Grafen Hausarzt, nicht mit auf dieser Reise war."

Die Prinzeß saß wie im Traume versunken im Armstuhle, die Hände im Schooße gefaltet, als spreche sie ein Gebet im Geiste vor sich hin. Der Eintritt des Dieners, welcher die Meldung brachte, daß Prinz Eugen und ihm auf dem Fuße folgend der Obristhofkanzler mit Sr. Excellenz dem Herrn Obristhofmeister eingetroffen wären und sich in das große

Gemach begeben hätten, in welchem der Notar und seine Beisitzer sich befänden, ermunterte die alte Dame.

„Wo ist Hubert?“ fragte sie.

„In demselben Gemache“, antwortete der Lakai. „Ich habe den Herrn Grafen, der mit Doctor Weilenberger zum alten Franzli, mit dem es heute sehr schlecht geht, sich begeben hatte, von der Ankunft Sr. Durchlaucht und Sr. Excellenz sofort unterrichten lassen.“

„Rufe Fräulein Regina.“

Der Diener eilte fort.

„Sie werden mich begleiten, Monsieur Beaupré. Die Wiederholung dessen, was Sie mir so eben gesagt haben, ist von ungeheurer Wichtigkeit für Hubert, meinen Sohn. Man hat seine Geburtsrechte angetastet.“

„Welches Verbrechen!“

„Man hat ihn für ein untergeschobenes Kind erklärt, für den Sohn eines Schweinezüchters Fazekas.“

„Fazekas? — Fazekas? — Der Mann — ja, jetzt kommt er mir wieder ins Gedächtniß. Der Mann war Kerkermeister, ich irre mich gewiß nicht. Der Herr Graf verdankte ihn seine Lebensrettung aus der Türken Hand. Der blutarme Mann meldete sich am Tage nach Graf Hubert's Geburt bei dem gnädigsten Herrn mit der Bitte um eine Unterstützung, denn

sein Weib habe in vergangener Nacht ihn mit einem Töchterchen beschenkt, das nun sein neuntes Kind sei. Der gnädigste Herr erkannte ihn und spendete ihm eine große Summe Dukaten zur Aussteuer für sein neugeborenes Töchterchen, wie er in seiner Freude, nun einen Sohn sein nennen zu können, sagte. Während der zehn Wochen, als wir wegen Ihrer schweren Krankheit in Gran verweilten, fand sich der so reich Beschenkte mehrmals beim Herrn Grafen ein. Ich erinnere mich dessen sehr gut."

„Monsieur Beaupré, alles das werden Sie in der Gesellschaft aussagen, in die mir zu folgen ich Sie ersuche."

Beaupré verneigte sich tief. Regina trat ein. Die Prinzeß-Mutter schritt ihr in großer Aufregung entgegen, und indem sie sie fast heftig umarmte, rief sie:

„Mein Kind, ich bin heute glücklich, überaus glücklich. Was ich nie gehofft habe, hat sich erfüllt, Hubert's Geburtsrecht ist erwiesen. Hier Monsieur Beaupré und Mademoiselle L'Arronge sind Zeugen dafür. Komm, komm, meine Theure, es ist ein Sieg der Wahrheit über die schnödeste Lüge und er soll öffentlich bekannt werden. Folgen Sie uns, Monsieur Beaupré."

Prinz Eugen war ebenso sehr wie der Obristhofkanzler

und Hubert erstaunt, die Prinzeß-Mutter und Regina von einem Fremden begleitet zu sehen, den je gesehen zu haben sie sich nicht erinnern konnten. Nicht weniger erstaunt waren sie bei der sich ihnen aufdrängenden Bemerkung, wie sehr die hochbetagte Dame erregt sei. Ohne vorhergehende Besprechung untereinander gab die Prinzeß-Mutter dem Notar das Zeichen, das die Erbtheilung ihrer Hinterlassenschaft bestimmende und regelnde Instrument vorzulesen. Des Obristhofkanzlers Gesicht gewann einen immer sichtbarern Ausdruck von Zufriedenheit, da er zu der Ueberzeugung kam, daß er, ausschließlich des von Hubert's Vater erworbenen Besitzthums in Siebenbürgen, durch eine ihm sehr günstige Theilung der Sinzendorf'schen, von seinem Vater auf seine Mutter laut Vertrag übergegangenen Erbgüter Hubert gegenüber fast bevorzugt sei. Seine gute Stimmung gab sich dadurch kund, däß er nach geschehener Unterzeichnung freiwillig Hubert die Hand bot mit den Worten:

„Ich hoffe, wir werden uns stets erinnern, daß wir eine sehr gütige, gnädige Mama haben und als deren Söhne in Friede und Eintracht zu leben verpflichtet sind.“

Ehe noch Hubert eine Antwort darauf geben konnte, sprach die Prinzeß-Mutter, wie glücklich sie sich fühle,

daß mit dem heutigen Tage jeder Zweifel an Hubert's Geburtsrecht schwinden werde und müsse.

„Sprechen Sie, Monsieur Beaupré. Wiederholen Sie das, was Sie mir sagten. Es genügt, um alle bei meines Sohnes Hubert Geburt vorgekommenen Umstände von jenem abscheulichen Lügengewebe zu befreien, das man ersonnen, um ein himmelschreiendes Verbrechen zu begehen", forderte sie den Genannten auf, nachdem sie die Anwesenden mit seiner frühern Eigenschaft als Kammerdiener ihres verstorbenen Gemahls Bussy-Rabutin und seiner jetzigen Charge als Intendant des Herzogs von Richelieu bekannt gemacht hatte. Etwas wie Verstimmung sprach sich in den Mienen des Obristhofkanzlers und seines Vetters aus, diese Erklärung schien ihnen widerwärtig zu sein.

„Herr Notar, Er wird diese Auseinandersetzung Monsieur Beaupré's als eine gerichtliche Aussage zu Protokoll nehmen, und durch die französische Gesandtschaft werde ich Mademoiselle L'Arronge veranlassen, vor einem pariser Gerichte ihre Aussage abzugeben."

Der Notar bemerkte, daß es erst der Recognition der Person Beaupré's bedürfe. Zwei Zeugen müßten ihn als von ihnen wiedererkannt darstellen, ehe seine Aussage Gültigkeit erlangen könne. Die Prinzeß-Mutter nannte den Doctor Weilenberger und den

alten Franzli. Beaupré konnte sich wohl auf den Doctor, aber nicht genau auf Franzli besinnen.

„Der Doctor befindet sich so eben bei dem schwer kranken Franzli", erklärte Hubert. „Es bedarf nichts weiter, als ihn hierher rufen zu lassen."

Ein Diener empfing den Auftrag dazu. Unterdeß herrschte eine peinliche Pause. Jeder der Anwesenden schien Ursache zu haben, das, was er dachte und empfand, nicht zu äußern; Prinz Eugen hielt seiner Gewohnheit nach die Augen nach oben gerichtet, als erwarte er eine ihn überkommende Offenbarung. Sein tiefes Schweigen ward nur von dem starken, dem Schnarchen eines fest Schlafenden ähnlichen Geräusch einiger rasch hintereinander von ihm aus der Westentasche geschnupften Prisen Tabak unterbrochen, was diejenigen, welche ihn genauer kannten, als Zeichen betrachteten, daß er sich einem sehr angeregten Denken hingäbe. Die beiden Sinzendorfe saßen still nebeneinander. Sie gehörten nicht zu den Zufriedenen unter den Anwesenden, die Situation war ihnen unbehaglich. Hubert war zu der Prinzeß-Mutter und Regina getreten, sie unterhielten sich leise miteinander. Es war sichtbar, daß das eben Erlebte alle tief berührt hatte. Lebhafte Schritte im Vorgemache zeigten Doctor Weilenberger's Kommen an. Er war

sichtlich überrascht, hierher gerufen worden zu sein. Die Prinzeß-Mutter vermehrte sein Erstaunen durch die Frage, ob er den hier befindlichen Beaupré, den sie allerdings nicht mit Namen bezeichnete, kenne.

„Nein, und doch ist mir, als wäre mir der Herr nicht ganz fremd und müßte ich ihn schon früher gesehen haben, aber es muß lange her sein, sehr lange. Wahrhaftig, je länger ich den Herrn ansehe, desto bestimmter wird mir die Ueberzeugung, daß ich ehedem mit ihm verkehrt haben muß. Damals kann der Herr natürlich kein weißes Haar gehabt haben wie jetzt. Das verändert das Bild in der Erinnerung bedeutend. Helfe der Herr meinem Gedächtniß nach, das leider nicht mehr unter die jugendlich frischen gehört.“

„Der Herr Doctor rieth mir einmal Luftveränderung an, da das Klima Ungarns sehr nachtheiligen Einfluß auf mich übte, denn ich zehrte ab“, sagte der Intendant.

Nach kurzen Sinnen rief der Doctor: „Beaupré! Ja, wahrhaftig, Monsieur Beaupré! Jetzt erkenne ich Sie. Auf meine Vorstellung wegen Ihres besorglichen Gesundheitszustandes entließ unsers verstorbenen Herrn Generalfeldmarschalls Excellenz Sie aus seinem Dienste als Kammerdiener. Ihre Stimme ist ganz dieselbe

wie ehedem, nur in Ihrem Aeußern haben die Jahre eine Veränderung hervorgebracht."

„So ist es", stimmte Beaupré bei. „Wir sind beide alt geworden. Zweiundzwanzig Jahre sind wohl vermögend, das Aeußere eines Menschen zu verändern."

Der Notar begann seine Function, indem er des Doctors Zeugniß des Wiedererkennens Beaupré's zu Protokoll nahm; dann erinnerte die Prinzeß-Mutter diesen an die ihr gemachte Aussage hinsichtlich der auffälligen Stellung des Schweinezüchters Fazekas zu ihrem verstorbenen Gemahle, Grafen Bussy-Rabutin. Beaupré leistete Folge. Er bezeigte zugleich seine Verwunderung, daß man die von Fazekas an des Herrn Grafen Feldmarschalls Excellenz gerichteten Briefe nicht beachtet hätte.

„Es haben sich keine vorgefunden", sprach die Prinzeß-Mutter. „Seine hinterlassenen Papiere sind genau gesichtet worden, aber solche Briefe haben sich nicht darunter befunden."

„Nicht?" Beaupré sann einige Augenblicke vor sich hin, dann fragte er, als sei eine Erinnerung in ihm aufgetaucht: „Auch nicht in dem kleinen hölzernen Kästchen mit zierlich erhabenem Schnitzwerk, Blumen und Arabesken vorstellend? Es ist ein Beutestück aus

dem Zelte eines türkischen Paschas. Auf dem Deckel des Kästchens war der Halbmond, von einem Kranze von Roßschweifen und Türkensäbeln umgeben, Alles feinste Schnitzarbeit, dargestellt."

„Ich entsinne mich eines solchen Kästchens nicht", bemerkte die Prinzeß-Mutter.

„Heiliger Gott", rief Doctor Weilenberger, „ein Kästchen wie das beschriebene ist in Franzli's Besitz. Er hält es als Erbstück vom hochseligen Herrn Grafen hoch und theuer. Ich werde es holen."

Rasch eilte der Doctor aus dem Gemache und war mit dem in Rede stehenden Beutestück in kurzer Zeit zurück.

„Das ist es!" rief Beaupré rasch.

„Jetzt erinnere ich mich auch seiner, da ich es sehe. Es hatte seinen Platz auf meines Gemahls Schreibtisch."

Auch Hubert kam die Erinnerung, es früher schon gesehen zu haben.

„Es sei aber leer gewesen, als er es aus des hochseligen Herrn Grafen Nachlaß erhalten habe, sagt der alte Franzli", berichtete der Doctor.

Auch jetzt zeigte es sich leer, als der Deckel aufgeklappt wurde. Beaupré schien betroffen, er stierte auf das auf dem Tische stehende offene Kästchen hin,

als sei es eine räthselhafte Aufgabe für ihn. Plötzlich trat er an den Tisch, fuhr mit der Hand in das offene Viereck hinein und maß dessen Tiefe. Sie war im Verhältniß zur äußern Façon auffallend gering. „Es hat einen doppelten Boden", sprach Beaupré mit Ueberzeugung. „Ich erinnere mich, gesehen zu haben, daß es der hochselige Herr Graf, wenn er zuweilen etwas hineinlegte, mit beiden Händen umfaßte. Vielleicht gibt es eine verborgene Feder, welche den obersten Boden emporhebt, und gibt es eine solche Vorrichtung, so spielt das wie ein Kranz um die äußern Seiten des Kästchens sich windende erhabene Schnitzwerk eine Rolle dabei. Man muß es versuchen."

Auf den Gesichtern aller Anwesenden trat eine offenbare Neugier hervor; Beaupré's Versuche schienen jedoch resultatlos bleiben zu wollen. Er hatte ziemlich alle besonders hervorragenden Spitzen oder runden Punkte in dem Schnitzwerk mittels Fingerdruck untersucht und eben setzte er es mißvergnügt auf den Tisch nieder, als mit einem Male der oberste Boden mit leichtem Schnarren aufklappte.

„Gefunden!" rief Beaupré laut. „Hier liegen Papiere drin."

Das Geheimniß des Kästchens war gelöst. Die Papiere, scharf zusammengepreßt und durch den viel=

jährigen Druck in solcher Lage fest aneinander haftend, mußten mit großer Vorsicht herausgenommen und noch vorsichtiger entfaltet werden. Die Tinte war so vergilbt und verblaßt, daß Manches in dem geschriebenen Inhalt kaum zu entziffern war. Die Prinzeß erkannte indeß auf einigen dieser Papiere ihres verstorbenen Gemahls Schriftzüge; dieselbe enthielten einzelne Notizen, die ihm zur Aufbewahrung wichtig erschienen waren. Aber auch andere Papiere fanden sich darunter, besonders zwei von sehr schlechter, mühsam gekritzelter Handschrift geschriebene Briefe mit der Unterschrift „Fazekas". Es bedurfte einer Leseübung, um diese merkwürdig schlechte Schreiberei, die glücklicherweise in Bezug auf die Tinte nicht so arg verschossen sich zeigte, ihrem Inhalte nach zu entwirren. Dies Kunststück gelang dem Notar als Schreibkundigem. Der eine der Briefe lautete:

„Allergnädigster Herr Feldmarschall
und Graf Bussy-Rabutin!

Mein unterthänigst gepriesener Herr und guter Freund!

Ich, der Fazekas, und mein Weib sind ganz ungebührlich glücklich, daß wir einen so großen Herrn und Wohlthäter gefunden haben, der sich unserer schrecklichen Noth erbarmt hat. Jetzt sitzen wir in voller Freude unter unsern Schweinen und brauchen

nicht mehr zu hungern wie früher, wo ich und mein Weib mit den acht Kindern weit hungriger als die Gefangenen schlafen gehen mußten. Das Glück, uns nun satt essen zu können, verdanken wir unserm gnädigsten Herrn Grafen und Feldmarschall Bussy-Rabutin. Ohne ihn säßen wir nicht unter den Schweinen. Der liebe Gott und unser Herr Heiland hat Alles gut gemacht, daß er mir den Muth gab, mich bei meinem allergnädigsten Herrn Feldmarschall als der zu melden, der Ihn aus der Hand der gottverdammten Türkenhunde gerettet hat, weil durch die in der Nacht vorher erfolgte Geburt eines neunten Kindes ich vor Angst nicht wußte, wo aus und ein, denn die Armuth war so groß bei uns, daß es nicht zu sagen war. Und mein allergnädigster Herr Feldmarschall und Graf Bussy-Rabutin in der übergroßen Freude, daß Ihm an diesem Frühmorgen ein Erbe geboren worden und daß ich der war, der Ihn aus den Händen der Türkenhunde herausgehauen und Vater von neun Kindern sei, schenkte mir großmüthig für die Neugeborene zur Aussteuer fünfhundert Dukaten. Das lohne Gott meinem allergütigsten Herrn Feldmarschall und Grafen Bussy-Rabutin. Jetzt sind wir unter den Schweinen sehr glücklich dadurch geworden, und unsere Rosimilla, die sich ganz lustig be-

findet, nennen wir nur das Grafenkind und halten sie so gut wie die Ferkel, die außerordentlich bei sorgsamer Abwartung gedeihen und viele Käufer finden."

Diesen dem von Dank überfließenden Herzen des glücklichen Schweinezüchters Fazekas entstammenden gefühlvollen Brief endete ein Schluß, der dem hier wiedergegebenen Wirrwarr von Empfindungen des Dankes, des Glücks und dem Gedeihen erwähnten Borstenviehs vollkommen ebenbürtig war.

Das andere Schreiben des Fazekas bestand aus einer Quittung über eine von dem Feldmarschall ihm zur Vergrößerung seines Handelsgeschäfts vorgeschossene Summe von zweihundert Dukaten. Ein tiefes Schweigen schloß sich dem durch den Notar bewirkten Vorlesen beider Schriftstücke an, deren ersteres so entschiedenes Zeugniß über das Verhältniß zwischen dem verstorbenen Feldmarschall Grafen Bussy-Rabutin und dem Schweinezüchter Fazekas, dem Retter seines Lebens, gab.

„Meines theuren, in Gott ruhenden Vaters Ehre, mein Geburtsrecht ist gerettet!" rief Hubert, zu der Prinzeß-Mutter eilend und ihre Hand ergreifend. „Auch nicht der Schatten eines Zweifels an der Rechtmäßigkeit meiner Ansprüche kann mehr aufkommen, die Lüge, welche sie vernichten wollte, muß schamvoll

ins Grab ihrer Ehrlosigkeit versinken. O meine gnädigste Mama, wie glücklich fühle ich mich jetzt in dem Bewußtsein, Ihr Sohn zu sein, Ihrem Herzen anzugehören, von dem die schnödeste Bosheit, die niederträchtigste Habsucht mich losreißen wollte!"

„Mein Sohn! Mein Hubert! Ich betrachte diese Stunde als ersten Segen des Sonnenscheins, der den Abend meines Lebens verschönen wird", sprach die hochbetagte Dame unter Thränen.

„Und diesen Sonnenschein wird meine und Regina's Liebe Ihnen ohne Unterlaß bieten", betheuerte Hubert. „Regina, Du edles, treues Herz, reiche mir Deine Hand. Du bist es, der meine gnädigste Mama den Sohn dankt. Ohne Dich wäre ich verloren gegangen in dem mich überwachsenden Unglück, das die freche Lüge über mich gebracht hatte. Kann sie, kann ich Dir anders danken als durch eine innige, treue Liebe?"

„Mein Sohn! Meine Tochter!" Mit diesen Worten tiefster Rührung schloß die Prinzeß-Mutter beide in ihre Arme.

„Es wird nothwendig sein, das, was hier geschehen, zur Kenntniß Sr. Majestät des Kaisers und seiner erhabenen Gemahlin zu bringen", sprach Prinz Eugen, aus seinem Sessel sich erhebend. „Niemand

dürfte dazu sich mehr berechtigt und gedrungen fühlen als Se. Excellenz der Herr Obristhofkanzler, indem es ihm um so mehr eine angenehme Pflichterfüllung sein wird, als er selbst sich durch das schändliche Lügengewebe hatte täuschen lassen."

Mit jener Aalglätte, welche den Obristhofkanzler in seinem Umgange so auszeichnete und ihm den Ruf ungemeiner Liebenswürdigkeit erworben hatte, versicherte derselbe, daß er sich außerordentlich glücklich fühle, einer Pflicht zu genügen, zu der ihn sein Herz als Sohn und Bruder treibe. Der Notar nahm den Vorgang zu Protokoll, das von allen dabei Betheiligten zum unwiderleglichen Beweis der Wahrheit desselben unterzeichnet wurde. Indem Hubert sich mit der ihm vom Notar in die Hand gegebenen Feder zur Unterschrift niederbeugte, fühlte er einen leisen Druck auf der Brust. Der Talisman Miriam's hatte sich vielleicht ein wenig verschoben; aber der Spruch, mit welchem sie ihm denselben gegeben: „Sonne, Mond und Sterne werden Dich nicht verlassen in der Noth", trat als eine heiligende Erinnerung an ein ihm im Sterben noch treues Herz vor seine Seele und bewegte ihn tief.

---

## V.

Für einen Charakter, welcher von urwüchsiger und in den meisten Beziehungen nicht gebändigter roher Kraft strotzte, wie der des dessauer Fürsten, konnte es unmöglich etwas denselben Empörenderes geben, als vor einem Räthsel zu stehen, welches zu lösen scheinbar ganz außer seinem Machtbereich lag. Ein solches Räthsel waren für den Fürsten der Korporal Philipp und Regina von Milagsheim.

„Sage Er, ist Er 'n Stück Bibelhusar?" fragte Herr Leupold eines Tages, noch vor dem Vermählungsfeste seiner Tochter Louise, seinen Feldwebel.

„Na, viel ist's grade nicht. So was man fürs Haus braucht."

„Hm, da wird's nicht arg sein", meinte Se. Durchlaucht. „Habe auch keinen Gusto an den alten Judengeschichten finden können. Die Kerle haben auf 'ne Art

Krieg geführt, daß sich 'n reputirlicher Soldat schämen muß, von dergleichen Schnickschnack zu hören oder gar zu lesen, was pure Zeitverschwendung ist. Verfluchte Kinkerlitzchen drin — die Wachenbitter und die Armenritter oder wie die Schwerenothskerle geheißen haben, waren schandbare Hundsfötter, liefen wie die Hasen und — na, weg damit, mit solcher Löffelgarde ist kein Staat zu machen. Ich hätte sie fuchteln lassen, daß sie wie die Feldmäuse gepfiffen hätten."

Brommer schien im Dunkel bleiben zu sollen, was sein durchlauchtiger Herr mit der Frage nach seinem Bibelhusarenthum gewollt habe, denn dieser ging im Zimmer auf und nieder und pfiff seinen Lieblingsmarsch vor sich hin, plötzlich blieb er aber vor dem Feldwebel stehen und fragte mit Hast: „Kommt nicht einer drin vor, der lebendig in den Himmel kutschirt ist?"

„Unser Herr Christus", antwortete Brommer.

„Nein doch, ein Anderer. Donnerwetter, Er weiß ja noch viel weniger wie ich! Da muß Er eben nicht viel fürs Haus gebrauchen."

„Ja, wie denn kutschirt?" fragte Brommer verblüfft.

„In einem feurigen Wagen."

„Ach so! Das war Elias, ein Prophet."

„Weiß Er, Brommer, daß ich fast auf die Idee komme, der Philipp und die Milagsheim müssen auch auf so 'ne Art von hier fortgekommen sein?“

„In einem feurigen Wagen?“

Der Fürst lachte über Brommer's confuse Frage unbändig und wurde dadurch in jene Laune versetzt, die bei ihm in die Kategorie des Gemüthlichen gehörte.

Vergebens hatte er nachgespürt, wie den beiden Entwichenen das spurlose Verschwinden gelungen sein könne. Aus den Aussagen der Korporale Wenzel und Fleischer und des Bürgermeisterdieners Clarin, der ermordete Fremde hätte ihnen erzählt, Philipp und Fräulein von Milagsheim angelegentlichst mit einander sprechend im Schatten der Marienkirche beobachtet zu haben, hatte Herr Leupold nach vielem Nachsinnen den Schluß gezogen, daß wohl gar zwischen den Beiden eine geheime Liebe stattgefunden haben könne und Regina die Einzige gewesen, welche um Philipp's Aufenthalt gewußt und mit ihm entflohen sei, um nicht Bonnafox' Gattin zu werden. Herrn Leupold's gesunder Menschenverstand hatte das Richtige getroffen, und wenn er auch seiner Gewohnheit nach fluchte und wetterte, daß dergleichen „Kinkerlitzchen“ so zu sagen unter seinen Augen hatten passiren

können, was mit einem Spott auf ihn fast gleichbedeutend erscheine, so war es doch eben nur die Unlösbarkeit des Räthsels, wie beide die Flucht ausgeführt hatten, die seinen Grimm erregte, durchaus nicht die Sache selbst. Er fand es gar nicht so ungeheuerlich, daß Regina's Liebe sich dem Prachtkerl Philipp zugewendet habe, denn — und das war wunderbar genug — der Philipp stand noch so fest in seiner Gunst, als sei von dessen Seite gar nichts Reglementwidriges geschehen. Daß Bonnafox um Hochzeit und Frau geprellt war, kümmerte den durchlauchtigen Herrn sehr wenig. „Soll sich 'ne andere suchen", hatte er geantwortet, als seine Gemahlin ihm mittheilte, wie sehr betrübt Bonnafox über die Vereitelung seines Herzenswunsches sei. „Ich kann doch zur Schwerenoth nicht dafür, daß ihm die Regina aus lauter Liebe desertirt ist."

Gegen den Brommer war der Durchlauchtige vertraulich gewesen und hatte seine Vermuthung hinsichtlich des Einverständnisses der beiden Entflohenen klar ausgesprochen. In diesem Moment, wo Brommer das Gefühl hatte, als ob ihm ein Strom eiskaltes Wasser über den Kopf gestürzt würde, denn er war sich ja der Kenntniß dieses Liebesverhältnisses bewußt, weshalb er seine Zustimmung zu seiner Bille

Hochzeit mit Gottfried Langermann gegeben hatte, trat glücklicherweise der Adjutant mit einem Rapport ein, der des Fürsten Aufmerksamkeit von ihm ablenkte, sonst hätte der würdige Feldwebel durch seinen Schreck sich als Mitwisser dieses Liebesverhältnisses verrathen. So gewann er wenigstens Zeit, sich zu fassen und sich mit der Ueberzeugung vertraut zu machen, daß es das Gescheidteste sei, sich nichts merken zu lassen. Es war eine Art Trost für ihn, sich sagen zu können, daß es außer ihm noch Jemand gebe, der um dies Geheimniß wisse, die Prinzeß Louise nämlich.

„Halte Er um Gotteswillen reinen Mund", hatte diese einige Tage nach Regina's Flucht, als sie ihm zufällig im Schlosse begegnete, ihn gewarnt. „Meines gnädigsten Papas Durchlaucht massacrirt uns beide, wenn er's herauskriegt, daß wir um diese Liebesgeschichte gewußt haben."

„Wenn's aber doch an den Tag kommt, was dann?" fragte Brommer. „Se. Durchlaucht versteht keinen Spaß."

„Ach Gott ja", stimmte Prinzeß Louise bei. „Wenn nur erst meine Hochzeit glücklich vorüber und ich in Bernburg wäre!"

„Das ist prächtig gedacht. Mich kann's Donner-

wetter niederschlagen, das macht nichts. So 'n Feldwebel ist —"

„Lieber, guter Brommer, so meine ich es ja nicht, Er mißversteht mich", fiel ihm die Prinzeß ins Wort. „Ihn soll gar kein Donnerwetter meines durchlauchtigsten Papas treffen. Wir wollen das mit einander so verabreden: Spürt der gnädigste Papa es ja aus, daß Er gewußt hat, wie es zwischen dem Philipp und meiner Regina gestanden hat, so sage Er nur ganz getrost, das habe Er von mir erfahren, weil ich nicht gewollt hätte, daß Seine Bille darunter leiden solle, und das kann Er mit Fug und Recht sagen, es ist keine Lüge. Daß Papa's Durchlaucht alle Teufel aus der Hölle heraufsluchen wird, das ist freilich gewiß; aber, guter Brommer, davon wird Er doch nicht gleich umfallen, das kennt Er ja aus Erfahrung."

„Das ist wohl wahr", brummte der Feldwebel.

„Dann kommt der gnädigste Papa nach Bernburg, um mich vorzunehmen; aber da wird er sehr links sein, denn ich lasse mich nicht so leicht werfen und sag's ihm gerade heraus, daß es ein himmelschreiendes Unrecht war, die Regina zu einer Heirath mit dem Deutschverderber Bonnafox gegen ihren Willen zwingen zu wollen. Und Victor, dann mein Gemahl,

muß mir von Gott und Rechtswegen beistehen. Papas Durchlaucht wollen wir schon bearbeiten, daß er die Geschichte als das ansieht, was sie eigentlich ist, als einen Witz, der über den seinen gegangen ist."

Brommer sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, sich diesem Rathschlage der Prinzeß zu fügen und in Geduld zu erwarten, ob und wie sich das Räthsel des Verschwindens Philipp's und Regina's — denn daß beide im Einverständniß gehandelt hatten, war ihm gar nicht zweifelhaft — lösen werde. Prinzeß Louise lebte der festen Zuversicht, von ihrer entflohenen Freundin Nachricht zu erhalten. Ihre Mutter hegte, als Regina's Flucht ihr bekannt wurde, den sie tief bekümmernden Glauben, die Entschwundene habe sich aus Verzweiflung ein Leid angethan, indeß nach Verlauf einer Woche, da nirgends sich eine Spur von Regina's Verbleiben auffand, und als ihr Gemahl die Vermuthung gegen sie aussprach, daß Regina's Flucht im Einverständniß mit dem lange Zeit vorher schon so spurlos verschwundenen Philipp vor sich gegangen sei, beruhigte sie sich insofern, als sie die traurige Annahme eines Selbstmordes Regina's aufgab.

Niemand ahnte zwischen den nach Wien abgereisten Bewohnern des Langermann'schen Hauses und den Flüchtlingen irgend einen Zusammenhang. Frau

Martha rief, als Herr Leupold bei einem Besuche seine Anschauung über diese „Schwerenothsgeschichte“ mit verschiedenen Kernflüchen gespickt zum Besten gab, einmal ums andere: „Ach Gott, Durchlauchtchen, das wäre ja erschrecklich! Das junge Mädchen mit einem Korporal so frank und frei in die Welt hineinzulaufen! So etwas ist noch nicht dagewesen. Wenn unser Gottfried und seine junge Frau das erfahren werden, schlagen sie die Hände über dem Kopf zusammen. Die Reputation so zu vergessen ist unerhört!“

Der alte Peter meinte, daß auch er sich darüber aussprechen müsse, damit Durchlaucht nicht etwa auf den Gedanken gerathe, er fände dergleichen Ungebührlichkeit, weil er vom Korporal Philipp ein so guter Freund gewesen sei, in der Ordnung. „Ja“, sagte er nach einigem Nachsinnen, als besten Ausdruck seines Mißfallens ein seines Erachtens schlagendes Beispiel der Jägerei entlehnend, „ja, ’s ist nicht um ein Haar anders als bei uns. Durchlaucht erinnern sich wohl noch der scheckigen Juno, die vom Dresdener Hofe Ew. Durchlaucht zum Geschenk gemacht worden war. Ein Prachtvieh, weiß Gott; aber eine Bestie, die nicht in Rand und Band zu halten war. Kümmerte sich den Teufel um Zuruf und Peitsche. Da konnte

sich der Jäger den Hals abschreien mit Derrière, die raste fort wie sinnlos! Und was hatte sie für eine feine Erziehung genossen! Kein Bauerlümmel kann sich einer bessern Schule rühmen; aber die Juno capirte nichts, 's war, als wäre der Satan in sie gefahren, wenn sie auf die Fährte kam; eine Leidenschaftlichkeit hatte das Vieh, die sie ganz dumm machte. Ich —"

Frau Martha nahm den Vergleich zwischen der Juno und dem entflohenen Fräulein höchst mißfällig auf, und Herr Leupold hatte wenigstens den Spaß davon, über das zwischen den beiden alten Leuten entstehende Gezänk lachen zu können.

Wie es immer der Fall ist, daß große Ereignisse kleine, wenn auch nicht ganz aus dem Gedächtnisse, doch so in den Hintergrund drängen, daß das Interesse an ihnen nur dann und wann, aber auch dann nur für kurze Zeit, oft nur für die Dauer weniger Augenblicke auftaucht, so überwog die Vermählungsfeier der Prinzeß Louise, der Lieblingstochter des Fürsten Leupold, bei diesem Gewaltigen alles Andere. Sein königlicher Freund und Gönner Friedrich Wilhelm I., dessen noch sehr jugendlicher Kronprinz Friedrich und eine ansehnliche, meist militärische Hofsuite waren in Dessau zu dieser Feier erschienen. An militärischen Schauspielen und Jagdfreuden in großem Stile

ließ Se. Durchlaucht es nicht fehlen. Zur würdigsten Ausstattung solcher Festlichkeit entfaltete Herr Leupold eine seinem Wesen sonst ganz fremde Verschwendungslust, und besonders bei dieser Vermählungsfestlichkeit, wo es ihm nicht nur galt, seine fürstliche Ehre, sondern auch die Liebe zu seiner Tochter hell vor aller Welt leuchten zu lassen. Dessau hatte auf lange Zeit Stoff zur Unterhaltung, und wenn man von dem Aufwande sprach, der diese Vermählungsfeier so besonders ausgezeichnet hatte, so vergaß man doch auch nicht von dem tief bewegten Abschiede zu reden, den Herr Leupold von seiner Louise genommen.

Das war eine schwere Stunde in dem Leben dieses Mannes gewesen, in dessen Gemüth oft alle Lichter der Milde und Barmherzigkeit ausgelöscht schienen, der mit kalter, grausamer Ruhe, ja sogar mit geheimem Vergnügen harte Strafen für Vergehungen verhängen konnte, die oft kaum der Rede werth waren, bei dem Menschenglück und Menschenleben federleicht wogen, während sein Ingrimm, sein Haß, seine Kriegslust als allein geltende ungebändigte Leidenschaften alles ihm im Wege Stehende niedertraten.

Man erzählte sich, er habe, als er an demselben Morgen, wo sein Liebling, die nun vermählte bernburger Fürstin, mit ihrem Gemahle ihrer neuen Heimat zu-

reiste, aus seinem Zimmer getreten, laut aufgeschrien, als geschähe ihm die größte Wehethat, sodaß das ganze Schloß zusammenlief. Sein Kind brachte ihm vor dem Scheiden als Wachtposten vor seiner Thüre stehend das letzte militärische Honneur. Das griff ihm tief zu Herzen. Der Brommer, der in der Nähe sich aufgehalten, mußte nur schnell herbeieilen, um ihr die Flinte abzunehmen, damit Herr Leupold in seinem ungestümen Schmerze ihr durch die Waffe nicht wehe that, denn er hatte die Arme um die Tochter geschlungen und sie so fest an sich gedrückt, daß sie kaum mehr zu athmen vermochte.

Und als sie an ihres Gemahls Seite, begleitet von dem durchlauchtigen Vater, der gnädigsten Mama und allen ihren Geschwistern die Schloßtreppe hinunterstieg, um zu der ihrer harrenden Equipage zu gehen, mußte sie die von ihrem Bruder Moritz befehligte präsentirende Knabencompagnie passiren, deren Tamboure und Pfeifer den Parademarsch aufspielten, und außerhalb des Schlosses stand eine Compagnie des Halleschen Musterregiments, das sie mit voller Regimentsmusik empfing. Herr Leupold wußte, daß es ihr Freude machen werde, von den wie aus Erz gegossenen Kriegern ihr Scheiden verherrlicht zu sehen.

Kopf an Kopf gedrängt wohnten die Dessauer der Abfahrt bei, in Vieler Augen glänzten Thränen; aber dieser Herzensregung brauchte sich heute Niemand zu schämen, denn der Fürst, der mit seinen Söhnen zu Pferde der geliebten Tochter und Schwester das Geleite bis an die äußerste Stadtgrenze gab, verbarg ja auch nicht die Zähren, die ihm über das dunkle Gesicht herabflossen.

Und wie er von diesem Geleitegeben zurückkehrte in sein Schloß, gefolgt von seinen Söhnen, ritt er so langsam und wie in tiefes Sinnen versunken durch die Gassen der Stadt, daß man ihm wohl ansah, es sei ihm was Liebes verloren gegangen.

Bei allen leicht zur Exaltation geneigten Gemüthern folgt auch gemeinhin ein schnelles Wiederaufraffen, wenngleich das lebhaft und unverstellt ausgesprochene Gefühl nichts von seiner Leidenschaftlichkeit einbüßt, sondern nur in engere Grenzen zurückgedrängt wird. Eine Inspectionsreise nach Magdeburg und andere Orte gab Herrn Leupold die altgewohnte rauhe Weise wieder, und bei seiner Rückkehr hätte Niemand für möglich gehalten, daß er je eine Thräne vergießen könne. Sein gutgelaunter Ingrimm trieb nach wie vor Manchen zum Aussprechen bitterer Verwünschungen gegen ihn, den Vertreter roher Willkür. Doch gab

es auch wieder Stunden, wo er sich mit Nachdenken beschäftigte, freilich mit keinem solchen, das alle Seelenfäden gleichsam zusammen in eins faßt, um einem großen und tiefanregenden Gedanken nachzugrübeln und ihn sich zu eigen zu machen. Es war vielmehr ein ärgerliches Sinnen, das ihn belästigte. Er konnte Geheimnisse nicht leiden, und an die Korporal Philipp betreffende Erinnerung knüpfte sich eins, das scheinbar ungelöst für ihn bleiben sollte.

Agent Gräfe aus Wien zeigte im Verlaufe des nächsten Frühjahrs an, daß Geheimrath von Beer jetzt hinsichtlich der gewünschten Primogenitur bei dem Reichshofrath schnelle Erledigung finden werde, und Herr Leupold sandte letztern sofort nach Wien, um das ihm sehr am Herzen liegende Werk der Ordnungsfolge im dessauischen Lande geregelt zu sehen. Nebenbei erhielt der Geheimrath auch die Ordre, den Prinzen Eugen zu einer Erklärung hinsichtlich der Bussy-Rabutin'schen Angelegenheit zu bewegen.

So bewegt auch des Fürsten tägliches Leben war, so waltete darin doch eine Einförmigkeit ohnegleichen; jeder Tag, wenn nicht ganz besondere Umstände eintraten, rollte in dem Gleise der Gewöhnlichkeit hin. Es war nicht zu verwundern, daß ein so thatendurstiger Charakter wie der Herrn Leupold's von

dem ewig sich wiederholenden Einerlei sich gelangweilt fand und kleine Ergötzlichkeiten wie das Drillen und Drangsalen seiner Soldaten ihm als nothwendige Erfrischungen des Gemüths erschienen, die er sich, da sie so vollkommen seinem Geschmacke entsprächen, auch nach Möglichkeit zu verschaffen suchte.

In seinem Hause fehlte ihm, seit sein Liebling Louise in Bernburg residirte, etwas, das er nicht zu deuten wußte. Es war die Heiterkeit, die sie Allem, was mit ihr in Berührung kam, mitgetheilt hatte. Wie ein kühlender, herzstärkender Luftstrom nach glühendheißen Tagen flößte ihr fröhliches und doch bei aller Kräftigkeit kindliches Wesen ein glückliches Bewußtsein jedem mit ihr Verkehrenden ein, und der durchlauchtige Vater hatte sich so sehr an dies lustige und herzensinnige Kind, das unter seinen Augen so schön aufgeblüht war, gewöhnt, daß ihn die Leere, das Vermissen dieses ihm nur Freude bereitenden Wesens in seiner Familie wie ein Schmerz ergriff und er Alles hervorsuchte, was ihn zerstreuen konnte. Dies bestand eben nur in seiner Soldatenliebhaberei.

Ganz gegen seine Gewohnheit nahm er von dem, was in seiner Residenz Dessau vorging, wenig Notiz. Die Kunde, daß Bürgermeister Bonnafox eine Tochter des Kanzlers von Milagsheim heirathen werde,

gleichsam als ihm von dieser Familie gewährte Entschädigung für den Verdruß, durch eine Milagsheim zum Bräutigam ohne Braut geworden zu sein, interessirte ihn durchaus nicht. Sarkastisch äußerte er gegen seine ihm dies mittheilende Gemahlin: „Wenn ihm diese zweite Braut nur nicht auch zum Teufel geht!"

Der Sommer hatte heiße Tage gebracht, nichtsdestoweniger verhängte er über seine Soldaten alle Arten von Marsch- und Exercirübungen. Die ungeschulten Dessauer wurden besonders scharf gedrängelt, sodaß man auf die Vermuthung hätte kommen können, der Landesvater beabsichtige seine Landeskinder durch Ausschwitzung alles überflüssigen Fettes geschickt zu ihrem erhabenen Berufe zu machen. Um diese Uebungen genau zu überwachen, hatte er das fürstliche Amthaus zu Wörlitz gleichsam zu seinem Hauptquartier gemacht. Gegen Ende des Julimonats war die Hitze zu einer drückenden Schwüle geworden. Der Himmel hatte sich schon seit ein paar Tagen mit schwarzen Wolken bedeckt, welche sich jedoch beim Herannahen der Abendzeit immer wieder aus dem Gesichtsbereich entfernten; aber an einem der Abende vermehrte sich das schwarze Wolkengebirge, statt zu verschwinden, so ansehnlich, daß mit Gewißheit der Ausbruch eines

schweren Wetters während der Nacht zu prophezeien war.

Herr Leupold fühlte die Nothwendigkeit, sich seiner wenigen Kleidungsstücke zu entledigen. Im Hemde, wie er sehr oft in seinem Arbeitszimmer die an ihn kommenden Rapporte entgegen zu nehmen pflegte, trabte er in dem von ihm bewohnten Gemache umher, dann und wann sich in eins der weit geöffneten Fenster legend, um Luft zu schnappen. Draußen lag eine so finstere Nacht über dem Städtchen, daß kein Gegenstand zu erkennen war; kein Laut drang zu seinem Ohr, selbst die leicht zum Kläffen geneigten Hunde in den Gehöften schienen die Anstrengung des Bellens bei dieser erstickend schwülen Luft zu scheuen. Langsam rollte ein von zwei Laternen vorantragenden Leuten durch die dichte Finsterniß geleiteter Wagen vor das Amthaus.

„Was zur Schwerenoth ist das für 'ne Karrete?" rief der Fürst hinunter.

„Der Herr Geheimrath von Beer kommt zu Ew. Durchlaucht", lautete die Antwort.

„Der Beer? Na, nur herauf! Ich bin auf dem Posten!"

Mehr todt als lebend trat der Ankömmling nach einigen Minuten ein. Der diensteifrige, aber nicht

sehr robuste Mann, der den ganzen Tag über auf der Reise zugebracht, hatte, als er bei seiner Ankunft in Dessau vernommen, daß Se. Durchlaucht in Wörlitz sich befinde, den Entschluß gefaßt, so sehr erschöpft er sich auch fühlte, daß er kaum sprechen konnte, noch die Fahrt nach Wörlitz zu machen.

„Das vergesse ich Ihm nicht, Beer, daß Er sich noch hier heraus hat kutschiren lassen!“ rief der Fürst. „Na, was bringt Er für ein Resultat mit?“

„Alles gut, Durchlaucht“, war des Geheimraths Antwort. „Hier die Bestätigung der Primogenitur in Höchstdero Landen von kaiserlicher Majestät und vom Reichshofrath unterzeichnet und hier —“

Die Abspannung des Sprechenden nahm so plötzlich überhand, daß er wie ohnmächtig auf den Sessel zurücksank. Ein noch halb gefülltes Glas Wasser ihm ins Gesicht gießend, suchte Herr Leupold die in einer Todtenbläße bei dem über seine Kräfte Erschöpften sich kundgebende Ohnmacht zu beseitigen, doch obwohl ihm dies gelang, war es doch nicht möglich, ihn so weit wieder zu kräftigen, daß er weitern Bericht hätte abstatten können. Die vom Fürsten aus dem Vorzimmer hereingerufene Ordonanz erhielt Befehl, den Geheimrath der Fürsorge des Adjutanten zu übergeben.

„Gehe Er, mein lieber Beer, pflege Er sich. Er ist nicht der Kerl für große Anstrengungen", sagte Herr Leupold ungemein gütig. „Habe ja die Papiere hier, werde sie durchstudiren, morgen berichtet Er mir das Weitere. Bis dahin wird Er sich wohl erholt haben."

Der Fürst befand sich nun allein. Draußen erhob sich ein starker, von Minute zu Minute sich zum Sturme steigernder Wind, Donnerrollen ließ sich dumpf vernehmen, das Gewitter kam zum Ausbruche, während Herr Leupold unbekümmert darum dasjenige der beiden Couverts öffnete, welches mit dem ihm bekannten Petschaft seines Waffenbruders Prinz Eugen versiegelt war. „Nun endlich werde ich doch die Geheimnißkrämerei durchschauen", brummte er vor sich hin. „Es ist was ganz Nichtswürdiges, so im Dunkel herumzutappen, als hätte man einen Sack über dem Kopfe."

Außer einem Briefe von dem Prinzen selbst, den er sofort entfaltete, lagen noch ein paar mit einem und demselben ihm unbekannten gräflichen Wappen gesiegelte Schreiben bei, von welchen eins die von einer weiblichen Hand geschriebene Adresse: „An Ihre Durchlaucht die Fürstin Louise von Bernburg" trug. Die männliche Handschrift des andern an ihn adressirten Schreibens kam

ihm nicht fremd vor, ohne daß er sich Rechenschaft zu geben wußte, wo er dieselbe schon früher gesehen. Der Brief Prinz Eugen's galt ihm jedoch als Hauptsache und er begann zu lesen. Er war aber kaum bis zur vierten Zeile gekommen, als ein furchtbarer, unmittelbar mit einem das Haus erschütternden Donnerschlag verbundener Blitzstrahl niederfiel, sodaß der Lesende vor dieser Kraftäußerung des Elements unwillkürlich zusammenzuckte. Mehrere Blitze und Donnerschläge folgten mit gleicher Heftigkeit dem ersten. Der Fürst eilte ans Fenster, um zu erspähen, ob der Blitz irgendwo gezündet. Er bemerkte nichts; als er aber vom offenen Fenster sich zurückwendete, um sich wieder zum Lesen an den Tisch zu setzen, drang von fernher der Ruf „Feuer! Feuer!" zu ihm. Bald rasselte eine Trommel und am finstern Himmel zeigte sich der Wiederschein einer Glutsäule, die aus einem der kleinen mit Schindeln gedeckten hölzernen Häuser emporstieg.

„Feuer! Feuer!" rief Herr Leupold mit seiner Löwenstimme in die dunkle Nacht hinaus und sprang, das Lesen vergessend, ins Zimmer zurück, um sich in die nöthigsten Kleider zu werfen und an den Ort des Unglücks zu eilen, durch seine Gegenwart und Beispiel Hülfe zu bringen. Das Feuer ist aber gefräßig wie ein hungriges Raubthier. Aufs neue raste

der Sturm über das Städtchen hin und führte die dürren, wie Speck brennenden Schindeln gleich flammenden Zungen durch die Luft, sie aus der Höhe auf die Dächer niederfallen lassend und so überall Feuer ausstreuend. Die hölzernen Häuser lohten hoch auf, selbst das fürstliche Amthaus ward ergriffen; in Zeit von zwei Stunden war der kleine Ort niedergebrannt und das Amthaus als dessen größtes Gebäude ein flammendes Glutmeer. Menschenhülfe hatte nicht vermocht, dem entfesselten Elemente Einhalt zu thun. Als der Morgen anbrach, leuchtete die von Regenwolken feindlich bekämpfte Sonne über qualmende Brandstätten und sah den Jammer vieler über Nacht um all ihr Hab und Gut gekommenen Unglücklichen. Herr Leupold ritt nach Dessau zurück. Der Adjutant übergab ihm das aus seinem Zimmer glücklich gerettete Couvert, in dem sich die durch den Kaiser und den Reichshofrath ausgefertigte Bestätigungsacte der dessauischen Primogenitur befand.

„Und die andern Papiere?“ fragte der Fürst.

„Das Zimmer stand schon zu sehr im Feuer, um mehr retten zu können“, lautete die Antwort.

So war ihm abermals der Einblick in das Geheimniß verschlossen, dessen Lösung er bereits in der Hand gehabt hatte. Indeß war er von dem Unglück

dieser Nacht zu sehr erschüttert, um sich in seiner gewöhnlichen Weise in einer Menge von Flüchen Luft zu schaffen. Was die verbrannten Briefe enthalten hatten, davon konnte Geheimrath von Beer keine Nachricht geben. Prinz Eugen sei nicht zu sprechen gewesen, sondern dessen Secretär habe ihm das Couvert an Se. Durchlaucht versiegelt zugestellt. Eine nochmalige Anfrage beim Prinzen Eugen erschien als zu unstatthaft, um eine solche in Ausführung zu bringen, darum entschloß sich Herr Leupold, ganz auf eine Lösung dieses Geheimnisses zu resigniren, wie tiefen Verdruß er auch darüber empfand. Selbst seine Hoffnung, vielleicht von seiner Tochter Louise eine Andeutung zu erhalten, von wem die mit gleichem gräflichen Wappen gesiegelten Briefe, von denen einer an sie adressirt gewesen, wohl gewesen sein könnten, schlug fehl; die junge Fürstin versicherte ihm, sich keiner Dame erinnern zu können, die im Auslande lebe und ein gräfliches Siegel führe.

Ueberhaupt schien sein gutes Glück ihm den Rücken kehren zu wollen. Seine Protestation gegen die Eigenmächtigkeit des Hauses Großbritannien-Hannover, welches gegen alles Reichs- und Lehnrecht das dem dessauer Fürsten zustehende Erbe des Herzogthums Sachsen-Lauenburg an sich gerissen, blieb ohne Erfolg,

ebenso der Krieg zwischen Preußen und Hannover, zu dem die ersten Schritte schon gethan worden waren, da die gewaltsamen Werbungen, welche Friedrich Wilhelm I. auf hannöverschem Grund und Boden hatte anstellen lassen, den König von England zu dem Befehle zwangen, alle preußischen Werber, Offiziere wie Soldaten, die sich auf hannöverschem Gebiete betreten ließen, festzunehmen. Herr Leupold von Dessau jubelte in seinem gut gelaunten Ingrimm, als sein königlicher Herr und Freund in Berlin ihm den Oberbefehl über die Armee übertrug, welche die Preußen angethane Beleidigung an Hannover rächen sollte.

Mit jener Blitzesschnelle, die der dessauer Fürst bei jedem kriegerischen Thun zum Erstaunen der Welt entwickelte, setzten sich 19 Regimenter Infanterie und Cavallerie, zusammen über 44,000 Mann, in Bewegung und rückten schon zum Theil gegen die Elbe und bis nach Halberstadt vor. Der Krieg schien unvermeidlich, denn auch der englische König ließ seine Truppen marschiren, die er durch in Sold genommene Hülfstruppen von Hessen und Dänemark verstärkt hatte. Die Manifeste beider Kriegsparteien glichen den Eruptionen eines Vulkans, der Feuer und Qualm hoch in die Lüfte schleudert; sie warfen gegenseitig alle Schuld

auf einander. Nie hatte sich Herr Leupold in einer freundlichern Laune befunden als zu dieser Zeit, wo er sich schon als Sieger in Hannover einziehen sah und im Stillen mit der Erwartung trug, daß bei der Gelegenheit auch sein von England-Hannover ihm geraubtes Recht auf Lauenburg zur Geltung gebracht werden dürfte. Die von ihm geführte Armee lebte in derselben schönen Hoffnung, sich in Hannover als Sieger gütlich thun zu können. Aber plötzlich sank die Siegesgewißheit zu einer tiefen Mißstimmung herab. Die Höfe von Braunschweig und Sachsen-Gotha wußten durch ihre schiedsrichterlichen Bemühungen den geträumten Siegeslauf zu verzögern, und nach langen diplomatischen Verhandlungen kam eine friedliche Beilegung der Streitigkeiten zu Stande, obwohl dadurch diese zwischen Berlin und Hannover keineswegs aufhörten.

Der dessauer Fürst glich zu dieser Zeit einem angeschossenen Eber, der alles ihm in den Weg Kommende niederrennt; sein Zorn, einen so prächtigen Krieg, der ihm unter allen Umständen neue Siegeslorbeeren errungen und seinem Hasse gegen England-Hannover Befriedigung verschafft haben würde, vereitelt zu sehen, war grenzenlos, und seine Soldaten hatten den wenig beneidenswerthen Vorzug, ihm als Blitzableiter zu

dienen. Jedes kleine Vergehen von ihrer Seite wurde empfindlich geahndet. Hatte für ihn die schöne Aussicht auf frischen Heldenruhm das Schicksal einer in den glänzendsten Farben spielenden Seifenblase gehabt und war zerstäubt wie diese, so gab es noch einen andern und nicht geringern Grund, den bittersten, verbissensten Groll in ihm wachzurufen.

Am Berliner Hofe zeigte sich die Wandelbarkeit der Parteien in einer so sehr überraschenden Weise, daß ihm die Möglichkeit dieser chamöleonsartigen Wandlungen wie ein todeswürdiges Verbrechen erschien, an dessen Wirklichkeit er anfänglich nicht glauben wollte, bis er sich zu seinem tiefstem Verdrusse davon überzeugte. Um seinen von ihm tödtlich gehaßten Feind Grumbkow aus der Gunst des Königs Friedrich Wilhelm I. zu bringen, der englisch gesinnten und ihm, dem Dessauer, in tiefster Seele abgeneigten Königin Pläne zu durchkreuzen, hatte er auf die staatsmännische Gewandtheit des endlich am Berliner Hofe erschienenen österreichischen Gesandten, Reichsgrafen von Seckendorf, seine ganze Zuversicht gesetzt. Er hatte sich auch wirklich nicht in der hohen Begabung dieses als Held wie als Staatsmann gleich ausgezeichneten Mannes geirrt. Demselben gelang es, den König Friedrich Wilhelm I. so sehr für sich zu gewinnen, daß

dieser nicht nur dem englisch-hannöverschen Bündnisse entsagte, sondern auch im Vertrage von Wusterhausen die pragmatische Sanction anerkannte und dem Kaiser im Angriffsfalle 10,000 Mann Hülfstruppen zusagte. Die Pläne der Königin waren vereitelt, die englische Partei hatte den Boden verloren, Seckendorf's Gewandtheit und Liebenswürdigkeit im Umgange hatten den biedern König so sehr umstrickt, daß von einer Vermählung des Kronprinzen Friedrich mit der englischen Prinzeß Amalie durchaus keine Rede mehr sein konnte; aber die dessauer Durchlaucht hatte trotz dem, daß alles von Seckendorf Bewirkte ganz mit seinen Wünschen übereinstimmte, keine Ursache, damit zufrieden zu sein, denn diese von dem klugen, in allen Sätteln gerechten österreichischen Diplomaten zu Stande gebrachten Vortheile waren mit Hülfe Grumbkow's errungen.

Grumbkow, der Mann mit dem Mantel, welcher jederzeit sich der herrschenden Windrichtung bequemte, hatte kaum erkannt, wie sehr sein Herr und König den österreichischen Staatsmann schätzte, als er auch die Partei der Königin verließ und gegen sie mit so entschiedenen Glück intriguirte, daß Georg II. von England durch seinen zu Berlin residirenden Gesandten Lord Hotham die Erklärung an Friedrich

Wilhelm abgeben ließ, daß er als unumgängliche Bedingung festern Einverständnisses zwischen England und Preußen die Entfernung Grumbkow's aus dem preußischen Staatsdienst verlangen müsse. Diese persönliche Gefahr für den von Vielen gehaßten Ministerchef am Berliner Hofe schlug Seckendorf, der ihn als ein sehr brauchbares Werkzeug für geheime Pläne erkannte, vollständig zurück, und die Folge dieses unblutigen und doch viel bedeutenden Siegs war ein sehr inniges Zusammengehen Seckendorf's und Grumbkow's. In beider Hand ward des Königs Herz wie Wachs, das sich beliebig formen läßt; die österreichische Partei herrschte am Berliner Hofe.

Herrn Leupold's eigene Politik war dies zwar gewesen, aber keineswegs hatte er damit ein Zurücktreten seiner eigenen Person aus dem königlichen Rathe verbinden wollen. Grumbkow's und Seckendorf's Gewandtheit wußten dies klüglich zu bewerkstelligen. Wenn auch nicht aus des Königs Gunst, sah er sich doch von jeder nähern Betheiligung an den großen Staatsgeschäften ausgeschlossen, sein Rath, seine Meinung wurden nicht mehr verlangt, und zu stolz, um seine eigene, Oesterreich stark zugeneigte Richtung zu verleugnen, fühlte er sich zugleich auch zu gut, um mit dem verabscheuten Grumbkow zusammen zu gehen.

Aufs tiefste beleidigt hielt er sich nun fern von dem Parteitreiben am Berliner Hofe und wurde demselben immer fremder.

Die Stimmung des durchlauchtigen Herrn paßte genau zu Brommer's Ausdruck: es sei nicht gut Kirschen mit ihm essen. Der tief verhaltene Groll in Herrn Leupold's Seele brachte dieselbe Erscheinung zu Wege, die ein Vulkan, der sich noch keinen Krater gesprengt hat, durch einen seine Umgebung in stetem Schreck haltenden unterirdischen Donner, der Alles in Zittern und Zagen versetzt, äußert. Die Fürstin wußte kein anderes Mittel, seine schlechte Laune in etwas zu beschwören, als daß sie ihn zu öftern Besuchen in Bernburg bewog. Das Wiedersehen seiner Tochter wirkte jederzeit in besänftigender Weise auf ihn.

Der alte Langermann, der in der letzten Zeit recht stumpf geworden, war auch nicht mehr dazu angethan, seinen Jagdherrn besonders zu vergnügen. Der greise Waidmann hatte nicht selten Tage, wo er sich so maulfaul zeigte, daß von einer Unterhaltung mit ihm keine Rede sein konnte. Frau Martha hatte es Durchlauchtchen freilich insgeheim vertraut, was dem Alten seine letzten Tage verbittere. Es lag ihm schwer auf dem Herzen, daß er der einzige unter den Langermännern sein sollte, dem kein Sohn oder Ver-

wandter die Augen zudrücke, wenn nämlich Frau Martha schon vor ihm hingegangen sei.

„Eselei von dem Alten“, brummte Herr Leupold. „Fallen Tausende von ehrlichen Kerlen in der Schlacht, denen kein Teufel die Augen zudrückt. Wird schon allein abfahren, wenn der Sensenmann à la vue geblasen hat; braucht da keines Andern Hülfe dazu.“

Das klang so herzlos, daß Frau Martha wie versteinert vor ihm stehen blieb. Da sie gar keinen Laut von sich gab, sah er sie verwundert an. „Na, was steht Sie denn wie 'ne Salzsäule da?“ fragte er.

„Ja, Gott sei's geklagt, zur Salzsäule möchte man werden, wenn man dergleichen Reden hört!“ rief die Frau. „Könnt's denn eine Menschenseele glauben, daß das derselbe Herr ist, der mit Thränen im Auge seinem Prinzessel Tochter das Geleite gab, als sie mit ihrem Gemahle ihr Vaterhaus verließ, und mit dem die ganze Stadt weinte? Nein, wahrhaftig nicht. Na, das ist ja eine große Ueberraschung, aber eine schöne gewiß nicht. Was denken sich Durchlauchtchen denn? Hat der Herrgott etwa blos zu fürstlichen Leuten gesagt: Ihr sollt allein wissen und fühlen, was Liebe und Anhänglichkeit in den Familien ist, die Andern sind zu ordinäres Volk, die sollen kein Herz für die Ihrigen haben, brauchen keins zu haben,

können abfallen wie die Holzäpfel vom Baume, an denen nichts verloren ist und die Niemand sich die Mühe nimmt vom Boden aufzuheben? O nein, damit ist nichts. In dem Punkt ist kein Fürst, und wenn er 'ne thurmhohe Majestät wäre und mit dem Kopfe an die Wolken stieße, nur um so viel besser wie der Bürger- und Bauersmann, als man vom Nagel des kleinen Fingers herunterblasen kann. Ich habe immer zu meinem Alten gesagt: Unser Durchlauchtchen ist 'n Beispiel für alle Familien im Lande. Na, jetzt sage ich's nicht mehr, jetzt gewiß nicht mehr. Ich hab 'ne Probe von dem Beispiel — Gott bewahr' uns in Gnaden davor! Eins ist sicher. Wenn der fürstliche Herr einmal zum lieben Gott kommt und der fragt: Wer bist Du? und er antwortet: Eine Durchlaucht, heißt's dann gewiß: Warte einmal! Hier wird nach dem Maß eingemessen, wie Du ausgemessen hast. Und da wird die Durchlaucht ordentlich durchlaugt werden, wie's mit der Wäsche geschieht, daß die Flecke herausgehen."

Das hatte die alte Frau in einem Athem und in solcher zornvollen Hast herausgeredet, als durchbräche eine übermächtige Hochflut alle Schleußen und Dämme. Dann ging sie ins Haus hinein.

Herr Leupold hatte eine Lection empfangen, wie er

sie von Frau Martha im ganzen Leben nicht erwartet hätte. Dergleichen drang allerdings nicht tief bei ihm ein; aber es war zu sehr in seinem Geschmacke, daß ein Anderer ihm die Meinung frank und frei von der Leber herunter sagte, als daß er einen Verdruß über die Frau hätte empfinden sollen; im Gegentheil war es genau mit dem in ihm fest wurzelnden Rechtssinne übereinstimmend, dem Muthigen, der sich den Henker um sein Poltern und Fluchen schor, jede Art von Vertheidigung, war sie auch noch so gröblicher Art, als ein unbestreitbares Recht zuzugestehen, was jenem sogar seine Achtung, ja seinen Beifall eintrug.

„Man merkt's, daß das Weibsstück einen Geiger in der Verwandtschaft hat", brummte er, sich in den Sattel schwingend. „Sie hat mir ganz raisonnable aufgespielt. Es war nicht dumm, was sie sagte. Na, Jeder pfeift, wie ihm der Schnabel gewachsen ist."

Und seinen Lieblingsmarsch vor sich hinpfeifend ritt er längs der Mulde nach der Brücke hin in ziemlich guter Laune, die, als er nach Hause kam, noch bedeutend erhöht wurde, denn er fand vom Kurfürst-König August eine eigenhändige Einladung vor, das von diesem durch seinen Hang zu Pracht und Verschwen-

dung berühmten Monarchen projectirte Lustlager bei Mühlberg durch seine Gegenwart als einer der ersten Kriegsfürsten zu verherrlichen.

„In der Noth frißt der Teufel Fliegen", sagte Se. Durchlaucht sehr erfreut. „Die Canaillen von Federfuchser haben den Krieg zu nichte gemacht, der wieder frische Luft ins deutsche Land gebracht hätte, man muß sich also mit dessen Scheinbild begnügen."

Es war im vollen Sinne des Wortes ein Lustlager, das der glanzliebende starke August im Jahre 1730 zu Mühlberg an der Elbe aufstellen ließ, denn 20,000 Mann zu Fuß und 10,000 Reiter, die sämmtlichen sächsischen Truppen, waren da zusammengezogen worden. Der König von Preußen, begleitet von seinem Kronprinzen und den übrigen Prinzen des königlichen Hauses, nebst zweihundert der angesehensten Generale und Offiziere, in deren Gefolge zahlreiche Dienerschaften sich befanden, stellte sich ein. Eine ungeheure Menge der vornehmsten Gäste beiderlei Geschlechts kamen aus der Nähe und Ferne herbei und Fremde aller Art, ausgezeichnet durch Stand und Rang, vermehrten diese glänzende Versammlung, nicht zu gedenken des zahllosen Heeres geringerer Zuschauer, die von allen Ecken und Enden herbeiströmten. Für kriegslustige Herren wie die dessauer Durchlaucht

war hier, trotzdem dies kostspielige Lustlager einen vollen Monat währte, nichts zu profitiren. Sie sahen nur 30,000 Soldaten zum Hofstaat des prächtigen Augustus umgewandelt. Eine Maskerade en gros entfaltete sich vor ihnen, das sächsische neu gekleidete Heer bot das prächtigste Schauspiel, das man sehen konnte.

Ein ganzes Regiment erschien in Goldstoff als Janitscharen, andere als Spahis, als Kosaken; wohin das Auge blickte, nichts als Glanz und phantastische Verpuppungen. Das kriegerische Bild, das hier vor den Augen eines so zahllosen Publikums, in dem alle Stände und Schichten der Gesellschaft vom König bis zum ärmsten Handwerker und Bauer vertreten waren, sich abrollte, wand sich durch den brillantesten Wechsel von Gastmahlen, Schauspielen, Prunkfesten, Feuerwerken, Jagdbelustigungen und eine Unsumme von Ergötzlichkeiten, wie nur die üppigste Phantasie sie auszudenken vermochte, gleich einem goldschimmernden Bande, das einen reichen Edelsteinschmuck aneinanderreiht. Der Orient war in den Occident übergesiedelt; König August feierte den Triumph, ein Zaubermärchen zur Wirklichkeit gemacht zu haben, Ueppigkeit und Frivolität gaben die Parole des Tages. Es war ein Ereigniß des Jahrhunderts, dem jedoch, als all die

Pracht verrauscht war, ein schwerer Schatten sich anhing, der alle Höfe, alle Völker Deutschlands, ja selbst die fremden Regenten mit Schrecken schlug.

König Friedrich Wilhelm I. hatte bald nach dem Lager von Mühlberg eine Reise durch Franken und Schwaben nach dem Oberrhein angetreten, begleitet von seinem Kronprinzen Friedrich und nur wenigen Personen. Die traurigen Verhältnisse, in welche das Zusammenwirken verschiedener Ursachen den Kronprinzen seinem Vater gegenüber versetzt hatte, wollte er mit einer Flucht auf dieser Reise mit einem Male enden; aber sie mißlang, er wurde verhaftet und als Staatsgefangener nach Küstrin gebracht, wo das gegen seine Person und seine Mitschuldigen ausgesprochene Todesurtheil an seinem Freunde, dem Lieutenant von Katt, vollzogen wurde. Das Schreckbild, seinen eigenen Sohn durch das Schwert des Henkers strafen zu lassen, hielt der König eine Zeit lang aufrecht. Von allen Seiten gingen Fürbitten für den scheinbar — gewiß hatte der König nie die Absicht, eine solche grauenhafte, alles Vatergefühl in seinem Herzen verhöhnende That vollziehen zu lassen — dem Tode Verfallenen ein, aber keine schien kräftiger und entschiedener das königliche Herz zu fassen, als des Dessauers dreist ihm ins Gesicht gesagte Behauptung, daß ihm nach den Reichs-

gesetzen kein Recht zustehe, den Thronfolger auf Grund eines blos kriegsrechtlichen Erkenntnisses am Leben zu strafen.

Das frappirte den König und zwar um so mehr, als er wußte, daß zwischen dem Kronprinzen und dem dessauer Fürsten keine Zuneigung bis jetzt geherrscht, der erstere im Gegentheil sich oft spöttisch über die soldatische Rohheit Herrn Leupold's geäußert hatte, dem er von väterlicher Seite mit einer unterwürfigen Verehrung zu begegnen gezwungen worden war. An Stelle dieser gezwungenen Verehrung trat bei dem Kronprinzen nun eine sichtbar sich mehr annähernde Zuneigung für den durchlauchtigen Herrn von Dessau hervor, der sein Fürsprecher gewesen war, ohne die Absicht oder Aussicht zu haben, einen Vortheil dadurch für sich zu erringen.

Fast schien es, als ob das Glück, welches Herrn Leupold seit einiger Zeit den Rücken gekehrt hatte, ihn nicht sobald wieder mit sonnigen Antlitz anschauen wolle, denn er erfuhr eine Demüthigung, die ihn in den Augen des Volkes zum Gespötte machte. Sein Hallesches Regiment trug den vollkommensten Typus seines eigenen Charakters, es war ein vielköpfiges Abbild aller Rohheiten und Gewaltthätigkeiten seines Führers, wild, trotzig, übermüthig und zu Teufeleien

aller Art aufgelegt. Jeder Soldat fand es rühmlich, dem Beispiel, welches sein durchlauchtiger Herr ihm in eigener Person gab, getreulich nachzueifern, und so konnte es nicht fehlen, daß zwischen Soldaten und Studenten, die an Trotz, Uebermuth und Gewaltthat ihnen nichts nachgaben, die blutigsten Schlägereien erfolgten. Herrn Leupold's Abneigung gegen Alles, was wissenschaftlich hieß, sah die Studenten als eine Art noble Tagediebe an und er meinte sich sehr glimpflich auszudrücken, wenn er sie als insolente Leute bezeichnete, was den Studenten natürlich nicht unbekannt blieb und sie aneiferte, bei allen Gelegenheiten ihm ihre Insolenz merken zu lassen. Sein Verbot, daß Niemand den Uebungen der Rekruten, wo der Haselstock unbarmherzige Anwendung fand, zusehen solle, machte böses Blut, der Student kehrte sich wenig daran. Es entspannen sich Neckereien von beiden Seiten, man schritt ohne Zögern zu offener Gewaltthat, der waffengeübte Student schor sich den Kukuk um Offiziersdünkel, ein Duell folgte dem andern und der Soldat rächte sich auf seine Weise, das heißt, die Werber bemächtigten sich einzelner Studenten und zwangen sie in die Soldatenjacke.

Die soldatische Rohheit fand in dieser Art Revange einen großen Jux; Herr Leupold rieb sich vergnügt

die Hände, das war so ganz in seinem Geschmacke, und dieser durchlauchtige Beifall rief natürlich die unverantwortlichste Rücksichtslosigkeit ins Leben. Die größten und untadelhaft gewachsenen Studenten wurden förmlich abgefangen und zu Soldaten gemacht. Waren sie einmal eingekleidet, so gab es kein Mittel, sie wieder aus diesem Sklavenjoche zu befreien, jede Bitte, jede Vorstellung oder Beschwerde bei dem Fürsten war vergeblich. Unter solchen Umständen war vorauszusehen, daß die in höchster Blüte stehende Universität systematisch werde zu Grunde gerichtet werden; Beschwerden ohne Zahl wurden nach Berlin abgeschickt. Auch sie schienen an kein zur Abhülfe geneigtes Herz zu gelangen, Alles blieb beim Alten. Der Bürger seufzte im Stillen unter der bestialischen Rohheit der Garnison, doch er schwieg, weil seinem Gedächtniß noch allzu lebhaft die Art und Weise vorschwebte, wie der die Willkür über Alles stellende dessauer Fürst Protestationen oder Widerstand zu berücksichtigen pflegte.

Prächtige Schatten spendende Bäume hatten den Domplatz zu einem Erholungsort für die Hallenser gemacht; dieser lebendige grüne Schmuck ihrer Stadt war ihnen lieb und theuer geworden, sodaß sie das Ansinnen des Fürsten, ihm den großen freien Raum zum Exercirplatze zu überlassen, als unstatthaft von

der Hand wiesen, indem sie ihm vorstellten, daß die Bäume Schaden leiden würden. Eine einzige Nacht nur war erforderlich, den Platz für ihn zu erobern. Eine Anzahl seiner Soldaten erhielt Befehl, unter dem Schutze der Nacht die Bäume umzuhauen oder mindestens so sehr zu beschädigen, daß sie nicht mehr lebensfähig seien. Der nächste Morgen beleuchtete die abscheuliche Verwüstung und der Durchlauchtige rieb sich vergnügt die Hände, da er seine Absicht erreicht hatte. Dieser Vandalismus wich nicht so leicht aus dem Gedächtniß der Bürger.

Doch auch mancher Jux mischte sich in den traurigen Ernst der unaufhörlichen Reibungen zwischen Studenten und Soldaten, und nicht selten war Herr Leupold persönlich betheiligt, besonders wenn es galt, den gelehrten Herren Professoren und Doctoren oder überhaupt dem akademischen Senat eins auszuwischen. Unter den Burschen gab es ebenfalls Subjecte, die den Ruhm, räudige Schafe zu sein, im vollkommensten Maße ausbeuteten und, sich über die Begriffe von Scham und Anstand hinwegsetzend, auch schlechte Streiche begingen. Für Leute dieser Art war der Soldatenstand die unverletzlichste Freistätte. Solche Auswürflinge, denen kein anderer Ausweg mehr blieb, als sich in die Arme dieses Retters zu werfen, waren

dem Fürsten sehr willkommen, denn sie boten ihm jederzeit Veranlassung, seinen derben Witz an den Herren von der Gelehrsamkeit zu erproben. Ein solcher Bursche, stattlich in seiner Erscheinung, den Relegationsactus vor sich, hatte sich bei dem Fürsten um Aufnahme in sein Regiment gemeldet und letzterer ertheilte ihm nach der Zusicherung seines Schutzes den Auftrag, sich bei dem ihm bevorstehenden Actus der Ausschließung vom Verbande der akademischen Bürger zu stellen und deren Senat so zu begrüßen, wie Götz von Berlichingen den Hauptmann der Reichstruppen hatte begrüßen lassen. Er, Herr Leupold, übernähme alle Verantwortung. Der Student, des Teufels Vorlauf, leistete der an ihn ergangenen Ladung des Senats pünktlich Genüge, hörte still die ihm vorgelesene Relegation an und sagte dann kurz und bündig, was ihm aufgetragen war, entsprang jedoch klüglicherweise dem Saale, nachdem er sich ausgesprochen. Professoren und Pedelle stürzten voll Wuth über diese bis dahin unerhörte Frechheit hinter ihm drein, um ihn zu ergreifen, prallten aber erschrocken zurück, als der Fürst aus einem gut gewählten Versteck ihnen mit der Frage entgegentrat: „Was ist denn los, meine Herren? Wohin denn so hastig?“ Scham und Bestürzung schlossen anfänglich den Mund der

mit Recht Erzürnten, keiner wollte die schändliche Einladung, die sie so sehr in Harnisch gebracht, aussprechen, bis, gedrängt von Herrn Leupold, der ihnen den Weg versperrte, einer sich das Herz faßte und ihm den ihnen angethanen Schimpf mittheilte und mit den Worten schloß: „Denken Ew. Durchlaucht, wir sollten —" Ohne eine Miene zu verziehen, fragte Herr Leupold: „Nun, meine Herren, hat das solche Eile?" Jetzt wußten die Professoren, daß der, welcher sie so kaltblütig verhöhnte, der Anstifter dieser ihnen widerfahrenen schamlosen Beleidigung sei.

Die immer gröber werden Excesse riefen bittere Klagen von seiten der Universität und der Bürgerschaft hervor. Abermals war der Uebermuth eines Offiziers die Ursache zu blutigen Händeln zwischen Studenten und Militär geworden, und die Universität verlangte vom König die strengste Genugthuung, denn sie sei schon so weit gebracht, daß sie im Begriffe stehe, sich aufzulösen. Auf diese geharnischte Forderung verordnete der König im gerechten Einsehen die Verlegung des Regiments, und alle Hebel, die Herr Leupold in Bewegung setzte, den Widerruf dieses Befehls zu erwirken, erwiesen sich als unzulänglich. Er wurde fast rasend über den ihm angethanen Schimpf. Vieler Tage Ungebühr wurde durch die Schmach eines einzigen vergolten.

In höchstem Grimm und tiefster Beschämung mußte er sein Prachtregiment aus der Stadt führen. Der Marsch ging nicht weit, die Bürger, friedlich gesinnt, wünschten ihre Garnison nicht zu verlieren, die Studenten äußerten keinen Groll. Es kam mit dem durchlauchtigen „Schwerenöther" zu Verhandlungen, die endlich zur Genehmigung der Rückkehr seines Regiments führten. Von nun an, da Herr Leupold die leidige Erfahrung gemacht, daß nicht der Soldat allein, sondern auch der Bürger- und der Gelehrtenstand vom König hochgehalten wurden, besserte sich das gegenseitige Verhalten zum Frieden, sodaß keine Klagen mehr gegen die Zügellosigkeit des Regiments wie gegen Willkürhandlungen des Fürsten in Berlin einliefen.

Diese harte Demüthigung, die er erfahren, schien von einem Glückslächeln ihm versüßt werden zu sollen. Sein liebster Wunsch, den er schon lange genährt, seinen Neffen, den Markgrafen von Brandenburg-Schwedt mit einer preußischen Prinzessin vermählt zu sehen, war der Erfüllung nahe, denn der König, erzürnt über die Verschleppung dieser von seiner nur im englischen Interesse wirkenden Gemahlin in die Hand genommenen Angelegenheit, da von seiten Englands immer noch kein rechter Ernst hinsichtlich der projectirten Verbindung zwischen der Prinzeß Wilhelmine

und dem englischen Thronfolger gezeigt wurde, machte kurzen Proceß, indem er seiner genannten Tochter drei Freier vorschlug, den Markgrafen von Schwedt, den Herzog von Sachsen-Weißenfels und den Erbprinzen von Baireuth. Obwohl diese letztern noch nicht persönlich kannte, gab sie ihm doch vor den beiden Andern, die ihr sehr wenig gefielen, den Vorzug, was für Se. Durchlaucht von Dessau abermals ein Fehlschlag war, der sich nicht abwenden ließ. Trotz dieser Vereitelung seines Lieblingswunsches lächelte ihm aus diesem Schiffbruche wieder ein Glücksstrahl. Der König schien ihn durch vermehrte Zeichen seiner Freundschaft entschädigen zu wollen für die verlorene Aussicht auf die Verbindung seines Neffen mit dem königlichen Hause.

Berlin schwelgte damals in Festen. Der Herzog Franz Stephan von Lothringen — später Gemahl der Kaiserin Maria Theresia und als Kaiser Franz I. — besuchte auf der Rückreise von England Berlin, um für die bevorstehende Wahl eines römischen Königs die Stimme Friedrich Wilhelm's für sich zu gewinnen. Der dessauer Fürst versäumte nichts, was die Freundschaftsbande zwischen dem Kaiser- und dem Königshofe befestigen konnte, und obgleich Grumbkow und Seckendorf eben auch dies selbe Ziel verfolgten, so handelte jener doch ganz abgesondert von ihnen.

Der tiefe Haß gegen den erstern und das natürliche Gefühl bedeutender Abneigung gegen Seckendorf, der ihn durch Zurücksetzung empfindlich beleidigt hatte, würden ihm nie gestattet haben, zu irgend einer Gemeinschaft mit ihnen sich zu entschließen. Ein unvertilgbarer Groll gegen beide erfüllte seine Seele, und wenn er sich auch am Hofe zu Berlin Gewalt anthat, seine Meinung nicht offenbar an den Tag treten zu lassen, was bedeutende Störungen hervorgerufen haben würde, so nahm er doch den Ingrimm gegen dieses Dioskurenpaar mit sich, als der Winter nahte, in seine Residenz zurück. Seine durchlauchtige Gemahlin erfüllte nach Kräften ihre Aufgabe, seine zornige Aufregung, die diese Erinnerung stets neu bei ihm erzeugte, zu beschwichtigen.

„O dieser Ohrwurm von Grumbkow, den ich am liebsten über den Haufen stäche, und dieser Seckendorf, breitspurig und verschmitzt, der an solchem miserablen Kerl einen Narren gefressen hat, haben was Prächtiges ausgeheckt", rief er wüthig. „Soll doch die Schwerenoth die Beiden tausend Klaftern tief in die Erde hineinschmettern! Hatte mir's gleich gedacht, daß der Herzog von Braunschweig-Bevern mit seiner Sippschaft nicht umsonst nach Berlin gekommen sei! Und 's traf, traf wie 'n Kernschuß! Unser Kronprinz

Friedrich soll die Tochter des Herzogs heirathen. Mag sie nicht, hat keine Lust zu ihr — kann's ihm nicht verdenken, möchte auch kein Heiligenbild. Wie ich zu ihm sage: „Königliche Hoheit werden gewiß sehr glücklich werden als Gemahl dieser aimablen Prinzeß", gibt er mir zur Antwort: „Wer kann sagen, wie kommende Woche die Witterung sein wird!" Kommst Du mir so? dachte ich und 's fiel mir ein, daß ich dem Seckendorf einen spanischen Reiter in den Weg werfen könnte."

„Wie fingst Du das an, Leupold?" fragte die Fürstin.

„O, ich sagte nur ein paar Worte, als ich mich bei Sr. Majestät dem Könige verabschiedete. „Wünsche, daß die Geschichte mit Jülich sich endlich zu Ew. Majestät Zufriedenheit abwickle, Zeit wäre es einmal." Bah, blutwenig Worte, gelt? Aber veritables Blasenpflaster, kenne das. Der Seckendorf wird daran zu thun haben. Hahaha!"

Es war ein sehr logischer Schluß von seiten Herrn Leupold's. In König Friedrich Wilhelm's I. Denken lag die Eigenthümlichkeit einer leicht angeregten Reizbarkeit. Sein etwas mißtrauischer Charakter glich einem vieläſtigen, aber festen Stamme, an dessen Aesten die herabwehenden Schneeflocken leicht hängen bleiben,

und so hing auch jeder bei diesem Monarchen angeregte Zweifel fest in seinem Gedächtniß wie die anfrierende Schneeflocke am Aste, bis, wie diese durch die auflösenden Sonnenstrahlen in Tropfen verschwindet, jene durch eine ihn bannende andere Ueberzeugung beseitigt wurde.

---

## VI.

Der Winter vom 1731 bis 1732 war vorüber, mildere Lüfte und eine täglich höher steigende Sonne prophezeiten ein schönes Frühjahr. Der lange Libusch zeigte sich wieder wacker thätig im Schloßgarten; Jäten und Pflanzen waren seine Lieblingsbeschäftigung, Niemand trat ihm dabei hindernd in den Weg. Der Hofgärtner, sein Herr und Meister, konnte ihm ganz vertrauen und so war er eigentlich, obschon er sich dessen Anordnungen unterwerfen mußte, der freie Herr seiner Arbeit. Bei dieser Freiheit befand er sich wohl. Seine Ansprüche waren höchst bescheiden, obwohl sie in diesem Dienste kaum zum Viertel erfüllt wurden; aber er war des Soldatenspiels überhoben und das betrachtete er bei seiner großen Abneigung dagegen als ein nicht genug zu schätzendes Glück. Mitte dieses Jahres lief sein militärisches Engagement ab, und

in den vielen einsamen Stunden, die er bei seiner Arbeit hatte, vergnügte er sich mit der schönen Aussicht, dann frei zu werden.

Sein etwas unbeholfenes Naturell vereinzelte ihn, aber es machte ihn dafür desto geschickter, an Erinnerungen zu zehren.

Zu diesen Erinnerungen gehörte natürlich die an Korporal Philipp. Zuweilen fand sich Libusch veranlaßt, still vor sich hin zu lachen. Er, der Geringste im Schlosse, wußte mehr als alle Uebrigen. Jetzt wie damals, als es geschah, waren alle noch im Unklaren über die Art und Weise, wie Fräulein Regina geflüchtet sein könne.

Es machte ihm Vergnügen, daran zurückzudenken, und wenn er einen Wunsch hatte, so war es der, gelegentlich einmal über den Korporal Philipp und das schöne Fräulein von Milagsheim etwas zu erfahren. Ob dies jemals geschehen werde, war natürlich eine große Frage, an deren Beantwortung er selbst nicht glaubte, da ihm jede Kunde mangelte, wer Philipp war und wohin sich derselbe mit seiner Geliebten gewendet habe. Libusch quälte sich nicht mit vergeblichen Wünschen, er besaß, Dank seinem schwerfälligen Wesen, die glückliche Gabe, Alles auf die Zeit ankommen zu lassen, ohne sich darüber zu grä-

men, daß er am Laufe der Dinge nichts ändern könne.

Er hatte im Verlaufe von fast acht Jahren so Manches als unbetheiligter Zuschauer erlebt. Was seine eigene Person anlangte, so glichen seine Tage, seitdem er als fest angestellter Hülfsarbeiter im Schloßgarten fungirte, einem Knäuel Garn, der sich gleichmäßig und langsam abwickelt. Seine Stellung war eine zu untergeordnete, um ihn mit irgend einem auch noch so unbedeutenden Vorgange unter den Bewohnern im Schlosse in Berührung zu bringen, und für einen Burschen seines Schlags daher eine ganz geeignete. Vermöge der ruhigen Gemüthsart, die er als Aussteuer fürs Leben empfangen hatte, war er die Genügsamkeit selbst und ertrug die Schwere der Wahrheit, daß im Dienste Herrn Leupold's Niemand fett werde, mit unverwüstlichem Gleichmuthe. Der Hofgärtner war seines durchlauchtigen Herrn getreuestes Spiegelbild im Geben, er machte Profit davon, daß dieser mit Leib und Seele der Gärtnerei zugethane arme Kerl die Soldatenlöhnung bezog, und ließ ihm nur hin und wieder ein Trinkgeld zukommen.

Libusch erfreute sich jedoch eines kleinen Nebenverdienstes, den er freilich kümmerlich genug erwerben mußte. Durch die Instandhaltung des Brommer'schen

Gärtchens hatte er mehrere Kunden gewonnen, die ihm die Arbeit in ihren Gärten vergüteten. An der Frau Feldwebel Brommer hatte er eine ihm besonders wohl gewogene Gönnerin gefunden, die sich oft herabließ, sich mit ihm zu unterhalten.

Im Brommer'schen Hause waren im Verlaufe der Zeit einige Veränderungen vorgekommen. Der älteste Sohn Leupold war in seiner militärischen Laufbahn bereits bis zur Würde eines Korporals gestiegen, eine jüngere Tochter hatte sich verheirathet. Frau Eva nun war viel zu redseliger Natur, um dem nie widersprechenden Libusch nicht von dem Glücke, das sie an ihren Kindern erlebe, erzählen zu sollen. Selbstverständlich war es, daß sie stets ihrer zu Wien lebenden Tochter Sibylle gedachte, denn es schmeichelte ihrem mütterlichen Stolze nicht wenig, von ihrer Frau Tochter Langermann in der kaiserlichen Residenz zu sprechen.

„Das ist eine ganze Wienerin geworden, meine Bille“, sagte die würdige Frau. „Hat uns geschrieben, daß sie zwei prächtige Buben habe, Buben, das soll heißen, Knaben, Jungen, versteht Er, Libusch? Die Leute zu Wien reden ein ganz anderes Deutsch als wir hier zu Lande. Und glücklich ist die Bille über die Maßen mit ihrem kaiserlichen Musikanten.

Ja, die Geschichte mit ihr und ihrem Manne hat komisch gespielt, das muß wahr sein. Da hat's geheißen, ihr Gottfried sei in Fräulein Regina von Milagsheim und diese in ihn verliebt, und es war keine Silbe dran wahr, denn die Bille hätte ihn in dem Falle, wie er von Wien zu Besuch kam, mit keinem Auge angesehen, wie es auch ganz recht gewesen wäre, denn eine Feldwebelstochter ist schon nichts so Geringes. Den Korporal Philipp hat Er ja gekannt, Libusch?"

„O ja."

„Mit dem hat die Bille verkauft, das will sagen, sie hat gethan, als wäre sie sterblich in ihn verliebt, weil mein Herr Eheliebster gar erschrecklich darauf gedrungen hat, daß sie ihn heirathen solle, und Sr. Durchlaucht war auch wie besessen von dem Gedanken. Ein schönes Paar wär's gewesen, das ist richtig; aber ebenso richtig ist es, daß die Beiden aus einer Karte gespielt und den durchlauchtigen Herrn, uns und alle andern Leute dumm gemacht haben. Hihihi! Ja, komm' einer nur Liebesleuten! Die verstehen's, die Welt hinter's Licht zu führen. Korporal Philipp und Fräulein von Milagsheim haben eine geheime Liebschaft zusammengehabt und meine Bille hat dies Geheimniß mit dem Mantel der christlichen Liebe bedeckt,

daß es Niemand erlauschen sollte. Das ist ihr denn auch gelungen."

„Wie denn so?"

„Wie denn so? Nun, weil's erst später herauskam, daß das Fräulein vom Philipp sich hat entführen lassen."

„Ah!"

Libusch fühlte einen kleinen Schauer, er war nicht ohne Furcht vor einem nachträglichen Verrath, der seine Betheiligung an Regina's Flucht an den Tag bringen könne. Diese Angst aber beschwichtigte die gern plaudernde Frau Brommer sogleich dadurch, daß sie ihm mittheilte, wie die Korporale Wenzel und Fleischer und auch des Bürgermeisters Diener einstimmig ausgesagt hätten, daß der ermordete Doctor ihnen von der Liebschaft Philipp's und Regina's erzählt habe, und ihm, Libusch, könne sie es wohl sagen, auch die Bille, ihre Tochter, hätte ihr das insgeheim bestätigt. Verwunderlich sei es allerdings, daß auch gar keine Spur von den beiden Entflohenen aufzufinden gewesen wäre bis zum heutigen Tage. Se. Durchlaucht, wenn sie sich daran erinnere, pludere gar fürchterlich auf, als wolle sie vor Gift und Galle in die Luft fahren.

„Und auch der gestrengen Frau Feldwebel Tochter

weiß nichts Näheres über das Fräulein Regina?“ fragte Libusch, einen Rosenstock anbindend.

„Er meint des Fräuleins Verbleiben?“

„Ja.“

„Das ist eben das Absonderliche bei der Geschichte. Mein Herr Eheliebster hat's dem Schwiegersohn nach Wien geschrieben, daß das Milagsheim'sche Fräulein auf und davon gegangen sei, aber weder der Gottfried Langermann noch unsere Bille haben nur eine Silbe darauf erwidert, haben gethan, als hätten sie es gar nicht gelesen oder sei das keine Sache, die Interesse für sie habe. Ich mache mir meine eigenen Gedanken darüber, das Schweigen kommt mir kurios vor.“

„Wie denn kurios?“

„Als ob sie etwas darüber wüßten und wollten's nicht sagen. Es ist sogar meinem Herrn Eheliebsten aufgefallen. Die Bille schreibt doch sonst von vielerlei Dingen, die wir gar nicht einmal kennen. Bei ihrem ersten Buben hat sie einen sehr fürnehmen Pathen gehabt, einen Grafen Hubert — Hubert — ja den andern Namen verliere ich immer aus dem Gedächtnisse, ein ganz fremder Name — und beim zweiten Buben hat die Gemahlin dieses fürnehmen Herrn Gevatter gestanden, beide gar nicht in Wien, sondern ein paar hundert Meilen weit davon, also nicht persönlich, sondern durch

Stellvertretung. Sie wäre sehr glücklich, solche gute Freunde zu haben, schreibt die Bille. Denke Er nur, Libusch, was meine Frau Tochter für hohe Bekanntschaften gemacht hat!“

Der mütterliche Stolz war nicht wenig angeregt von dem Bewußtsein, durch den Abglanz so hoher, ganz aus der Ferne leuchtender Freundschaft sich geehrt fühlen zu können. Die Unterhaltung, die eigentlich nur von Frau Eva in Fluß erhalten wurde, weil Libusch nur höchst sparsam ein paar Worte einmischte, wendete sich wieder der Erinnerung an Fräulein Regina zu.

„Bürgermeister Bonnafox hat offenbares Unglück mit den Milagsheim'schen Weibsleuten“, sprach die Frau Feldwebel. „Die eine, die Regina nämlich, ist, wie Se. Durchlaucht sich auszudrücken beliebt, ihm aus lauter Liebe desertirt und die andere, die er so gleichsam zur Entschädigung geheirathet hat, liegt schon seit Jahr und Tag in der Scheidung mit ihm. Durchlaucht, die immer den Nagel auf den Kopf trifft, hat neulich zu meinem Herrn Eheliebsten geäußert: von den beiden Leuten sei eins ein halb Schock, das andere dreißig Stück werth. In der Stadt gönnt's ihm alle Welt, daß er so schlecht angekommen ist, denn er ist ein gar hochmüthiger Patron, der die Leute für Nullen

ansieht, und hielte ihm nicht Se. Durchlaucht noch immer die Stange, hätten sie ihn längst ausgemerzt. Die Milagsheim'sche, seine Gemahlin, ist auch eine böse Sieben, das weiß Alt und Jung; mit den Bürgersfrauen hat sie gar keinen Umgang gepflogen, waren ihr alle zu gering. Se. Durchlaucht hat auch einen derben Schnitzer gemacht. Auf vieles Bitten des Bürgermeisters hat er dessen Bruder vor ein paar Jahren zum Halleschen Regimente versetzt und zum Major ernannt. Die Soldaten hassen ihn wie die Sünde, denn er studirt förmlich auf Strafen für sie beim geringsten Vergehen, und mein Eheliebster meint, es sei ein wahrhaftes Wunder, daß ihm noch keiner einen bleiernen Vogel zu kosten gegeben habe."

Die Unterhaltungen der Frau Brommer mit Libusch pflegten stets zur Abendzeit zu geschehen, sobald im Schloßgarten Feierabend gemacht worden war. An einem vom glänzendsten Mondlichte erhellten Spätabend ließ sich Feldwebel Brommer's Stimme, donnerartig nach seiner Ehehälfte schreiend, aus dem Hause vernehmen und gleich darauf erschien der Gewaltige selbst, aber in einer außerordentlich guten Laune, in der Hand einen erbrochenen Brief haltend.

„Eva", sagte er, „da bringe ich eine Nachricht, die Dir das Herz im Leibe hüpfen machen wird. Hier

drin steht's — habe den Brief erst vor einer halben Stunde bekommen — von Wien, von Wien — unsere Bille mit ihrem Manne und ihren beiden Buben kommt Mitte des Sommers zu Besuch her. Freue mich wie'n Schneekönig auf die Buben, die Bille und den Gottfried. Muß morgen gleich zum alten Langermann hinaus und hier das Briefel ihm geben und vorlesen. Wird der Alte 'ne Freude haben, seinen Neffen noch 'mal sehen zu sollen! He, Libusch, stutz' Er mir's Gärtel hübsch zu, mit allen Fissemadenten, hört Er? 's war der Bille ans Herz gewachsen, und möcht' ich nicht, daß sie sagen könnt', wir hätten's verwildern lassen."

Diese Sorge zeigte deutlich, wie im tiefsten Herzensgrunde des gewaltigen Feldwebels der hellste Sonnenschein der Vaterfreude aufgegangen war. Libusch versprach das Beste zu thun, was sich nur thun lasse. Der arme Kerl hatte eine neue Anwandlung von Bangigkeit, daß durch die Ankunft der Frau Langermann einiges Licht auf die Flucht des Fräuleins von Milagsheim fallen und verrathen werden könnte, wie sehr er dabei betheiligt gewesen sei, was ihm jedenfalls keine Rosen eintragen würde, indeß gab er sich bald der Hoffnung hin, er werde dann wahrscheinlich des Soldatenjochs los und ledig

und fern von Dessau sein, denn es war fest beschlossen bei ihm, so schnell als möglich den dessauischen Grund und Boden zu verlassen, wenn er ausgedient habe, denn mit Sr. Durchlaucht war kein Spaß zu treiben.

Ein Beleg dafür stellte sich einige Wochen später zu des Hofgärtners größtem Schrecken heraus und alarmirte das ganze Schloß.

Des treu verdienten Mannes einziger Sohn war bei seinem kinderlosen Oheim, der als Director der Gärten eines sehr reichen, große Güter an der holländisch-französischen Grenze besitzenden Edelmanns fungirte, auferzogen worden und besuchte seine Aeltern, die er lange nicht gesehen. Der junge Mann, eine herrliche, kraftvolle Figur, kam unglücklicherweise Sr. Durchlaucht zu Gesicht und wurde auf den ersten Blick als ganz apart vom Herrgott zum Soldaten geschaffen erkannt. Vergebens versteckte der Vater den durch diesen Beschluß des durchlauchtigen Herrn für immer in seiner Carrière gestörten Sohn, der bereits die Zusage der Nachfolgerschaft in der großen und einträglichen Stellung seines Oheims in der Tasche hatte, die Spürnasen fanden ihn und er sollte eingekleidet werden. Da trat die Fürstin für den Unglücklichen ein, und es erfolgten zwischen ihr und ihrem durchlauchtigen Gemahle, da Bitten nicht halfen, harte Auftritte,

die zuletzt sogar mit einem Zerwürfnisse drohten. So weit ließ es Herr Leupold indeß doch nicht kommen; unter einer Flut von Flüchen und Verwünschungen entließ er den jungen Mann, der, wie er meinte, stockblind für die hohe Ehre sei, zu einem ordentlichen und respectablen Kerl gemacht zu werden. Der einzige Vortheil dieses unangenehmen Intermezzos bestand darin, daß Se. Durchlaucht sich ganz gegen seine Gewohnheit lange nicht im Garten einfand.

„Wenn Seine Zeit um ist und Er den Abschied hat, mache Er, daß Er fortkommt", sagte der Hofgärtner sehr erbittert gegen seinen Herrn zu Libusch. „Es ist überall besser wie bei uns und er findet schon sein Brod als fleißiger Kerl an andern Orten. Von mir soll er ein so gutes Attest haben, wie Er es sich nur wünschen kann."

Die gestörte Zufriedenheit zwischen Herrn Leupold und seiner Gemahlin hatte indeß keine solche Spaltung in ihrem Zusammenleben herbeigeführt, daß sie nicht schnell wieder sich hätte überbrücken lassen, sobald sich nur ein günstiger Moment dazu fand. So unbändig der Fürst sich zeigte, wenn es ein Durchsetzen seines Willens galt, wie seine Neigung zu roher Willkür ihn dann über jede Rücksichtnahme, ja über alles Schicklichkeitsgefühl hinaushob und ihn zu grau-

samer Handhabung seines scheinbaren Rechts trieb, daß man bei Nennung seines Namens fast in der Regel an den Begriff Ungethüm erinnert wurde, harmonirte es doch mit seiner Vorliebe zum Kriege, den unverzagten Gegner zu ehren. Nirgends findet sich über ihn die Klage ausgesprochen, daß er gefangene Krieger, die ihm energisch Widerstand geleistet, habe grausam behandeln lassen. In seiner Rohheit verleugnete er die Werthschätzung der Ebenbürtigkeit nicht, welche der nach hartem Kampfe Besiegte mit Recht fordern kann.

Bei einem Charakter wie dem seinigen, dem der Vorzug gebührte, als ein aus einem Gusse hervorgegangener bezeichnet zu werden, bei einem Manne, der immer derselbe war, mußten auch alle an ihm haftenden Eigenschaften zu jeder Zeit je nach der Veranlassung in Thätigkeit kommen, und demgemäß bezeigte er im gewöhnlichen Verkehr auch seine Anerkennung demjenigen, der ihm ungescheut unter die Augen trat und ihm die Wahrheit sagte. Der Furchtsame, Zitternde zog sich seinen Hohn, seine Verachtung zu.

Die durchlauchtige Frau kannte ihn in dieser Beziehung genau. Sie wußte, daß er die nächste sich bietende Gelegenheit ergreifen werde, um das alte gute Verhältniß mit ihr wiederherzustellen; sie war über-

zeugt, daß Niemand mehr als er den Verlust der ihm unentbehrlich gewordenen Gewohnheit des Ideenaustausches empfand; sie wußte, daß sie heute wie vor Jahren seine Anneliese sei, und sie hatte sich nicht getäuscht. An einem Vormittage trat er rasch in ihr Zimmer, eine erbrochene Depesche in der Hand. Sein Gesicht zeigte den Ausdruck des Vergnügens.

„Anneliese“, rief er, „der Ohrwurm, den ich Sr. Majestät dem König von wegen Jülich beim Abschiede zurückgelassen, hat seine gute Schuldigkeit gethan. Der Seckendorf hat sich nicht anders zu helfen gewußt, um das Mißtrauen des Königs gegen die Aufrichtigkeit des Wiener Hofs in dieser Sache aus dem Felde zu schlagen, als seinen Herrn und Kaiser zu einer Zusammenkunft zu Kladrup in Böhmen mit dem Könige zu bewegen. Hier ist die Einladung an mich, Se. Majestät dahin zu begleiten. Gelt, Anneliese, das war ein gescheidter Gedanke von mir?“

„Ein Gedanke, der Dir das verlorene Terrain im Rathe des Königs wiedererobert hat“, sagte die Fürstin.

„Und wie's den Lump von Grumbkow crepiren wird, mich die Reise mitmachen zu wissen!“ stimmte Herr Leupold ein und brach in ein helles Gelächter aus. „Ich sehe diesen Grasteufel vor mir, wie er an

dem Aerger schluckt. Soll noch mehr haben, noch hundertmal mehr, er und sein guter Freund, der Seckendorf, die den Dessauer wie das fünfte Wagenrad beiseite zu schieben gedenken, um allein die Staatscarrosse zu fahren. Daß euch die Schwerenoth! Wenn die Kerle wüßten, was ich für einen Staatsminister zur Seite habe, der mir mit gutem Rathe beisteht, würden sie sich gewaltig hinter den langen Ohren kratzen."

„Du einen Staatsminister zur Seite? Das ist mir ganz neu", antwortete die Fürstin, obwohl sie wußte, daß er sie meine; aber sie wollte ihm Gelegenheit geben, den mit diesem für sie so schmeichelhaften Complimente betretenen Pfad der Versöhnung weiter zu verfolgen, und sie hatte sich nicht geirrt.

„Dich! Dich, Anneliese! Du bist mein Staatsminister, den tausend Grumbkows nicht aufwiegen!" rief er, sie an sich ziehend und einen Kuß auf ihre Stirn drückend. „Donner und Teufel, trete 'mal einer auf und sage, der Leupold habe keine kluge Wahl getroffen, als er sich die Anneliese Föhse heimführte! Dem breche ich das Genick, daß er zur Pagode wird."

„Denkt denn mein gestrenger Herr Leupold immer so gütig von mir?" fragte die hohe Frau lächelnd.

„Ob, ob! Immer, zu allen Zeiten! Meine höchst-

selige Mama müßte 's mir bezeugen, wenn sie zugegen wäre." Und als ob ihn eine wehmüthige Erinnerung plötzlich durchzucke, fuhr er sich mit der verkehrten Hand flüchtig über die Augen und sprach: „Sieh, sieh, das war merkwürdig, was die höchstselige Mama mir noch kurz vor ihrem Tode sagte. Ich saß bei ihr am Bette und 's war mir so schlecht zu Muthe, als hätte ich durch einen feindlichen Ueberfall eine tüchtige Schleppe erlitten. Wie kann's zur Schwerenoth auch anders sein, wenn man am Sterbebett der Mutter sitzt! „Leupold", sagte sie zu mir, „halte Dein Weib in Ehren, denn ich sage Dir's, sie wird immerdar Dein guter Engel sein. Sie hat ein wahrhaft fürstlich Herz und —""

Der Gewaltige, der so vieles Unrecht unbereut auf sich lud, war von der Erinnerung an die sterbende Mutter so erschüttert, daß ihm die Stimme, mit der er unter dem heftigsten Kanonengebrüll seinen Regimentern sich verständlich zu machen wußte, versagte. Nach einer kurzen Pause rief er sich aufraffend: „Was das für Kinkerlitzchen von mir sind! Einfältig, ganz einfältig! Reden wir von Anderm."

Es bedurfte für die Fürstin keiner weitern Schilderung jenes ihn so sehr packenden Andenkens an seine Mutter, für die er, der Wilde, Unbändige, eine

wahrhaft bewundernswürdige Sorgfalt und Zärtlichkeit an den Tag gelegt hatte, als sie dem Tode nahe war. Als Erbin der Liebe, die die Verstorbene in seinem Herzen besessen hatte, war dies Bewußtsein für sie um so heiliger, weil es ihr einen sichern Halt und die Erkenntniß verlieh, wie bei allen seinen nicht geringen Fehlern ein von diesen nicht überwuchertes natürliches und nicht selten fast an Kindlichkeit erinnerndes edles Empfinden ein Kleinod sei, das um so höhern Werth besaß, als es nicht von ihm zur Schau getragen wurde.

Ihre Klugheit rieth ihr stets, jede Verlegenheit ihr gegenüber von ihm fern zu halten, und deshalb warf sie jetzt schnell die Frage auf: „Weißt Du vielleicht, wer den Kaiser zu dieser Zusammenkunft mit Sr. Majestät begleiten wird?"

„Nein, aber ich hoffe meinen alten Waffenbruder Eugen da zu treffen. Wäre mir sehr lieb, kann's nicht leugnen; möchte doch wissen, von wem die bei dem Feuer in Wörlitz mitverbrannten Briefe waren. Denke manchmal daran und ärgere mich, daß mir der Streich passiren mußte. Hab's Anfragen unterlassen, weil ich dem Prinzen nicht lästig fallen wollte; hätt's doch thun sollen. Das kommt daher, wenn man so verdammt bescheiden ist."

„Unsere Louise würde sich ebenfalls freuen, zu erfahren, wer die Dame gewesen, die an sie geschrieben“, bemerkte die Fürstin.

„Glaub's, glaub's; müssen's abwarten. Es kann indeß nichts besonders Wichtiges gewesen sein, sonst würde es nicht bei diesem einen Briefe geblieben sein.“

„Ganz recht.“

Beider Unterhaltung lenkte sich nun auf einen Gegenstand, welcher den durchlauchtigen Herrn sehr anregte. Er betraf den Gesundheitszustand der jungen Fürstin von Bernburg, welche seit ihrer Entbindung von einer Tochter krank darniederlag.

„Ich hoffe, daß die Krankheit bei ihr vorübergehend sein wird“, sprach die durchlauchtige Frau.

Herr Leupold schien in diesen Worten einen Zweifel zu erblicken, und der Gedanke an die Möglichkeit, daß dieser Wunsch sich nicht erfüllen könne, machte ihn so wirr, daß er, ans Fenster tretend, ausrief: „Sie exercirte so prächtig!“

Seine niedergedrückte Stimmung gab sich dadurch kund, daß er schweigend die Stirn an den Fensterrahmen preßte. Nach einer Weile verließ er seine Gemahlin mit einigen Worten der Entschuldigung, daß er unaufschiebbare Ordres absenden müsse, damit

die projectirte Reise mit Sr. Majestät nach Böhmen ihn nicht unvorbereitet finde.

Die Fürstin fühlte es sehr gut durch, daß er sich nur so rasch entfernt habe, um seiner selbst Herr zu bleiben. Sie hatte absichtlich einen Zweifel in ihre Bemerkung über der Tochter Krankheitszustand gelegt, um ihn mit dem Gedanken an den möglichen Fall ihres Ablebens vertraut zu machen. Sie selbst glaubte sich nicht zu täuschen, wenn sie diesen Fall als eine sehr nahe gerückte Gewißheit ansah, denn ein rasche Fortschritte machendes Zehrfieber hatte das blühende Leben der jungen Fürstin gebrochen; nur ein Wunder hätte es wieder aufrichten können.

Von Berlin lief die Weisung an Herrn Leupold ein, gegen Ende Juli sich daselbst einzufinden, um mit Sr. Majestät die Reise nach Böhmen anzutreten. Indeß als der Tag seines Abgangs nach Berlin kam, traf auch zugleich von seiner in Bernburg sich befindenden Gemahlin die Nachricht von bedeutendster Verschlimmerung der Krankheit der Fürstin Louise ein und von deren ausgesprochenem Wunsche, noch zum letzten Male ihren gnädigsten Papa an der Spitze seines schönen Halleschen Regiments aus den Fenstern ihres Schlosses sehen zu können.

Herr Leupold brüllte beim Empfang dieser Kunde

gleich einem zum Tode verwundeten Löwen vor Schmerz auf, daß es das Schloß durchhallte. Nach Berlin ging sogleich ein Eilbote ab, um sein Nichtkommen beim Könige zu entschuldigen, und der Adjutant mußte die Ordre nach Halle bringen, daß das Regiment mit Tagesanbruch marschbereit stehe.

„Fritze! Mein Kind, mein armes Liesel!“ rief der Fürst dem zu ihm befohlenen Brommer zu, indem er bitterlich weinend sich diesem an den Hals warf. „Mein armes schönes Liesel!“

Brommer gehörte keineswegs zu jenen weichen Gemüthern, denen es ein Leichtes ist, Thränen aus Mitgefühl zu weinen, er hatte so Vieles im Leben durchgemacht, was über die rasche Empfindungsfähigkeit einen erkältenden Hauch zu werfen und eine gewisse Gleichgültigkeit an deren Stelle zu setzen im Stande ist; aber in diesem Momente, wo sein Herr, sein Spielkamerad aus froher, sorgenfreier Kinderzeit so sichtlich zusammenbrach unter dem Schlage eines Verlustes, der ein Stück von dessen eigenem Herzen abriß, war es doch aus mit aller seiner Ruhe. Auch ihm schossen Thränen über die Wangen herab und perlten in großen Tropfen an seinem kunstvoll gepflegten schwarzen Schnauzbart.

Seltsam fallen die Würfel des Geschicks!

Der gewaltige Kriegsführer, der vor dem aus Hunderten von Feuerschlünden geschleuderten Tode keine Miene verzog, dem das Schlachtfeld mit seinen vor Schmerz stöhnenden und winselnden Verwundeten keinen Schauder erweckte, verlor all seine Manneskraft im Nu bei der drohenden Möglichkeit des Todes seines Kindes, und Brommer hätte auf dem Wege nach dem Schlosse aufjubeln mögen vor Lust, denn eine Stunde vorher war seine Tochter mit ihrem Manne und ihren beiden frischen Buben gesund und wohlbehalten im Vaterhause angelangt. Der Gegensatz zwischen Freude und Jammer war zu grell, um Brommer nicht gebieterisch Schweigen über sein Glück aufzuerlegen.

Im Dunkel der Nacht fuhr Fürst Leupold nach Halle; auf dem Bocke neben dem Kutscher hatte Brommer Platz genommen. Es war eine stille, fast unheimliche Fahrt, wie eine solche in des Fürsten Leben noch nie vorgekommen war. Weder Herr noch Diener gaben einen Laut von sich; nur das Schnaufen des Viergespanns, dessen gleichmäßige Huftritte und das Geräusch der rollenden Räder deuteten in der tiefdunklen Nacht das Vorhandensein einer eilig dahinfahrenden Equipage an. Mit Tagesanbruch traf der Fürst in Halle ein. Das Regiment hatte sich bereits auf

dem Domplatz aufgestellt und erhielt sofort Befehl zum Abmarsch. Eine bedeutende Zahl großer Leiterwagen war in den Dörfern am Wege nach Bernburg requirirt worden, um den Soldaten den Marsch zu erleichtern.

Es war fast Mittagszeit, als das Regiment still in Bernburg einrückte. Der Fürst verließ den Wagen, um sein Pferd zu besteigen. Wie Fieberfrost kam jetzt die Gewißheit über ihn, es sei die letzte Ehre, die er seinem geliebten Kinde erweise. Umstanden von seinen vier Söhnen und seinen hohen Offizieren fiel der Gewaltige auf die Kniee. Laut schluchzend, die Hände hülfeflehend zum Himmel emporhebend, in dessen lichtem, wolkenlosem Blau die Sonne als goldfunkelndes Schild schwebte, rief er in seiner Vaterangst:

„Herr, Gott, ich bin kein solcher Lump, der Dir bei jeder Hundsfötterei mit Gebeten beschwerlich fällt! Ich komme nicht oft, will auch sobald nicht wiederkommen; so hilf mir denn auch jetzt und laß meine Tochter gesund werden.“

Das waren keine schön gesetzten Worte aus einem christlichen Gebetbuche, kein Winden und Drehen eines elenden Wurms im Staube vor seinem über Alles erhabenen Schöpfer, es war ein aller Zierrath und Schönrednerei entbehrender, aber aus der Tiefe eines Vaterherzens dringender Aufschrei des unge-

heuersten Jammers, wie nur ein solcher Mann in seiner rohen, naturwüchsigen Kraft ihn ausstoßen konnte, ein Mann, dem Unterthänigkeit überhaupt ein unbekannter Begriff war und der deshalb auch mit allen seinen Fehlern und dem Guten, was in ihm als ein nur selten sich zu Tage hebendes Juwel verborgen lag, ohne Zögern vor Gott, den Fürsten aller Fürsten, hintrat und dessen Hülfe als eine sich von selbst verstehende Erkenntlichkeit erflehte. In Lust und Schmerz blieb er immer unverändert derselbe.

Als er das Pferd bestiegen und den Degen entblößt hatte, rückte das Regiment mit voller Musik, die den beliebten Marsch spielte, in den Schloßhof ein. An einem weit geöffneten Fenster desselben erschien eine todtblasse weibliche Gestalt in einem weißen Gewande, neben ihr die Fürstin-Mutter, sie unterstützend, hinter beiden der Fürst Victor von Bernburg. Am Nebenfenster waren zwei Damen und hinter demselben ein fremder Offizier zu bemerken.

Unter andern Umständen würde sich Fürst Leupold's Aufmerksamkeit besonders diesem letztern zugewendet haben, denn dessen Uniform verrieth, daß er ein Oesterreicher sei; jetzt aber hatte er für Niemand Augen als für seine todtbleiche Louise, die ihm und seinem stattlichen Regimente mit dem Taschentuche

Dank und Willkommen zuwinkte. Außer sich, unter Heulen und Weinen commandirte er, fast von Thränen erstickt, das Regiment und ließ es, nachdem es alle Uebungen durchgemacht, aus einander treten, um sich nach der gehabten Strapaze an den für dasselbe bereit gehaltenen Tafeln mit Bier und Brod zu erquicken, während die Offiziere vom Hausmarschall zum fürstlichen Diner eingeladen wurden.

Langsam, den Kopf auf die Brust geneigt, begleitet von seinen Söhnen, ging Herr Leupold nun zu seiner Tochter hinauf. Mit Mühe und nur mit Unterstützung ihrer Mutter und ihres Gemahls erhob sich die Fürstin aus dem Armstuhle bei seinem Eintritte.

War das die fröhliche junge Frau, die beim Abschiede aus dem Vaterhause den durchlauchtigen Vater noch mit militärischem Honneur begrüßt hatte? Sie war's, aber der nahende Tod hatte allen Jugendreiz, alle fröhliche Lust von ihr abgestreift — eine zu früh gebrochene Blume, deren prächtige Farben verbleicht waren.

„Mein gnädigster Papa“, sagte sie matt, ihm die abgezehrte weiße Hand entgegenstreckend.

„Mein Kind — mein Louisel!“ schrie der durchlauchtige Herr auf unter neuen Thränen. „Du willst von hinnen gehen, uns verlassen? Kann denn das möglich sein? Warst mir ja so lieb! Und der Brommer,

der Dir's Exerciren gelernt, hat auch bitterlich geweint, als ich ihm sagte, mein Liesel werde sterben."

Die junge Fürstin hatte seine Hand an ihre Lippen gezogen und küßte sie. Ein Lächeln überleuchtete ihr blutlos scheinendes, aber immer noch liebliches Gesicht und leise sagte sie:

„Muß ich nicht des Herrgotts Ordre respectiren? Der ruft mich zum Appell. Und er hat Alles so gut mit mir gemacht, so gut! Am Ende meines Lebens sehe ich alle um mich, die ich lieb gehabt habe — alle! Ich werde fröhlich sterben wie ein Soldat, der in Mitte seiner Kameraden fällt. Ich habe des gnädigsten Papas schönes Regiment noch zum Abschied gesehen — auch meine liebe Regina ist zu mir gekommen und —" Die Stimme versagte ihr, sie mußte ihren Gedanken durch einen Wink mit der Hand Ausdruck geben.

Aus der Vertiefung des Zimmers trat auf dies Zeichen eine junge Dame und an ihrer Seite der fremde Offizier, ein österreichischer Husarenobrist, heran.

Herr Leupold, der in seinem übergroßen Schmerze bisher für nichts im Zimmer Augen gehabt hatte, schien förmlich zu erstarren vor dem ihm jetzt werdenden überraschenden Anblick.

„Korporal Philipp!" schrie er auffahrend. „Bin ich im Traume oder wache ich?"

„Ew. Durchlaucht wachen", antwortete der Offizier. „Ich hatte die Ehre, unter dem Namen Philipp Gruner in Ihrem Regimente zu dienen und mich Ihrer Gnade zu erfreuen. Die schändlichste Habsucht hatte es auf meine Freiheit, auf mein Leben abgesehen und mich zum Flüchtling gemacht, der unter Ew. Durchlaucht Schutze eine Freistätte fand. Mit Hülfe Gottes, der die Ungerechtigkeit straft und durch den wenn auch unwissentlichen Beistand Ew. Durchlaucht und den des Prinzen Eugen wurden die Wetterwolken, die zu meinem Verderben über meinem Haupte sich gesammelt, zerstört, ich wieder in meine Rechte, in mein Erbe eingesetzt. Jetzt trage ich stolz den Namen meines verklärten Vaters, der Ew. Durchlaucht Waffenbruder war. Ich bin Hubert Amadeus Graf von Bussy-Rabutin, Obrist im Heer Sr. Majestät des Kaisers. Und hier ist meine Gemahlin, Regina von Bussy-Rabutin, geborene von Milagsheim."

Eine Pause tiefen Schweigens folgte dieser Erklärung

Aller Blicke hingen an Herrn Leupold's Antlitz, das, wie man aus Erfahrung wußte, als vollkommenster Reflector alles dessen gelten konnte, was ihn bewegte. Zu aller Befriedigung zeigte sich in seinen Zügen nicht das bekannte, dem Wetterleuchten zu vergleichende Zucken. Es war fast sichtbar, daß die elegante hohe

Männergestalt in der so kleidsamen Husarenuniform einen angenehmen Eindruck auf ihn machte.

„Ist der Herr seinem Kaiser ebenso desertirt wie mir?“ fragte er nach einer Weile.

„Halten zu Gnaden, Durchlaucht“, entgegnete Hubert, „Korporal Philipp desertirte gezwungen, er mußte den Umständen weichen. Ew. Durchlaucht würden das wissen, wenn nicht das Unglück es gefügt hätte, daß Prinz Eugen's Schreiben wie das meine an Ew. Durchlaucht und das meiner Gemahlin an Ew. Durchlaucht Frau Tochter vom Feuer vernichtet worden wären.“

„Beim Wörlitzer Brande“, fügte die Fürstin-Mutter rasch hinzu.

„So, so! Hm, 's war damals ein eigener Zufall.“

Die Freude, ihren Vater gütig gestimmt zu sehen, bewog die junge kranke Fürstin, die Hand nach ihm auszustrecken; aber kaum hatte sie die seine erfaßt, so durchzog ein Schauer ihren kraftlosen Körper und mit tiefem Athemzuge sank sie im Lehnstuhle zusammen.

„Sie stirbt! Louise, mein Kind!“ schrie Herr Leupold entsetzt.

„Das ist noch nicht der Tod, Durchlaucht, nur die Folge der unvermeidlichen Aufregung bei ihrer großen Schwäche“, sprach der bisher unbemerkt gebliebene Arzt herantretend. „Ich bitte unterthänigst

um die nöthige Ruhe für die hohe Kranke, sie bedarf der Erholung."

Die Hände über die Augen legend, verließ Herr Leupold das Zimmer, gefolgt von seinem Schwiegersohne, dem bernburger Fürsten, seinen Söhnen und Hubert von Bussy-Rabutin. Der Vaterschmerz und die Ueberzeugung, sein Kind an der Pforte des Grabes zu wissen, hatten wieder so vollständig Besitz von ihm genommen, daß er, allen mit der Hand zuwinkend, sich zu entfernen, in ein offen stehendes Gemach eintrat und daselbst allein verblieb.

„Ich werde Sie zur Tafel rufen lassen, Herr Graf", sagte der bernburger Fürst zu Hubert.

Eine halbe Stunde später erschienen Herr Leupold und sein Schwiegersohn, die Söhne des erstern und Graf Hubert in einem kleinen Saale, wo die Offiziere des Regiments bereits ihrer harrten. Man setzte sich znr Tafel, aber es blieb still an derselben, Niemand sprach, höchstens hörte man leises Flüstern. Plötzlich stand Herr Leupold auf und verließ die Versammlung. Die einzelnen Thränen, die über sein dunkles Antlitz herabfielen, waren eine Erklärung, welche Jeder verstand. Der Jammer hatte des Gewaltigen Herz so übermächtig erfaßt, daß von einer Herrschaft über sich selbst bei ihm keine Rede mehr war. Niemand folgte ihm.

Langsam, den Kopf auf die Brust geneigt, ging er aus dem Schlosse bis an die Saalbrücke. Dort setzte er sich auf das Geländer und — weinte. Die wenigen da Vorübergehenden meldeten es im Schlosse. Auch der bernburger Fürst entfernte sich bald darauf von der Tafel; Graf Hubert blieb noch eine Weile.

Nur einer von den Offizieren erkannte ihn und der Schreck dieses Wiedersehens verdarb ihm den Appetit so sehr, daß er fast alle Speisen unberührt an sich vorübergehen ließ. Nach der schnell aufgehobenen Tafel trat Graf Hubert zu dem Major Bonnafox, der seinen Blick scheu auf ihn gerichtet gehalten, und sagte leise zu ihm:

„Major Bonnafox, die einzige Rettung für Sie ist, Ihren Abschied zu nehmen, wenn Sie sich nicht der Schmach aussetzen wollen, als ehrloser Offizier aus dem Regimente gestoßen zu werden.“

„Herr Obrist“, stammelte Bonnafox erblassend; aber er kam nicht zur Weiterrede, Graf Hubert schnitt ihm das Wort ab, indem er mit Entschiedenheit sprach: „Ich habe nichts mit Ihnen zu verhandeln. Sie haben die Wahl und also auch Ihr Geschick in Ihrer Hand.“

Nach diesen Worten verließ der Graf den Saal, die Offiziere mit freundlichem Kopfnicken grüßend, welche nun neugierig den Major umdrängten, um zu

erfahren, was der fremde Herr Kamerad mit ihm gesprochen. In der Angst und Verlegenheit, was er sagen sollte, antwortete Major Bonnafox ganz sinnenwirr: „Ich soll hier meine Stelle quittiren, um —“

„Bei der kaiserlichen Armee einzutreten?“ fragte der Obristlieutenant des Regiments.

„Ja, ja.“

„Welches Glück Sie haben, Herr Kamerad!“ rief der Frager. „Nun, gratulor!“

Und alle wünschten dem so sehr begünstigten Major Glück, während demselben dicke Schweißtropfen auf der Stirn perlten.

Als Herr Leupold endlich nach einer langen Stunde seinen so ungewöhnlichen Sitz auf dem Brückengeländer verließ, erblickte er den Obrist Bussy-Rabutin in einer kleinen Entfernung ehrerbietig seiner harrend. Er schritt unverweilt auf ihn zu und sprach:

„Ich brauche Zerstreuung — bin des Jammers nicht gewohnt, er macht mich zum Kinde. Ach, wie hätte ich denn zur Schwerenoth denken können, daß ich meine Herzens-Louise verlieren sollte! So jung, so jung und schon sterben! Das ist grausam.“

An seiner Seite schritt Graf Hubert in den Schloßgarten, dessen verschlungene Gänge man sie im eifrigen Gespräche langsam durchgehen sah.

Das Regiment marschirte nach gehaltener Rast ohne Musik und Trommelschlag von Bernburg nach seiner Garnison Halle zurück. Tiefe Stille waltete nun im Schlosse.

Die junge Fürstin Louise überlebte nur wenige Tage die Freude, ihres Vaters schönes Regiment zum letzten Male gesehen zu haben. Sie starb umgeben von allen, die sie geliebt hatte, gleich einem Soldaten, der in Mitte seiner treuen Kameraden fällt. Auch von Brommer hatte sie Abschied genommen und dessen Sibylle grüßen lassen, die, wie er ihr erzählt, mit ihrem kaiserlichen Musikanten und ihren beiden Buben kurz vor dem Ausrücken des Regiments nach Bernburg im Vaterhause zu Dessau angekommen sei. Welch ein vernünftiger Mann der Brommer sonst auch war, daß aus dem Korporal Philipp ein Husarenobrist und ein Graf geworden sei, wollte ihm anfangs gar nicht einleuchten; indeß er mußte es zuletzt doch glauben, als er seinen durchlauchtigen Herrn sagen hörte:

„Das Schicksal macht mit uns doch ganz verfluchte Kinkerlitzchen, ohne daß wir etwas dagegen haben können. Wer hätte denken sollen, daß meine Louise sobald dem Tod verfallen würde, sie, die doch die Lust und das Leben selbst war! Und wem wäre es wohl eingefallen, daß Korporal Philipp ein hochgeborener

Herr und meines verstorbenen Waffenbruders Bussy-Rabutin einziger Sohn sei! Ja, ich hatte wohl so 'ne dunkle Ahnung davon, daß er kein ordinärer Kerl wie die andere Gesellschaft sein könne. Er hat mich auch daran erinnert, daß ich einmal zu ihm sagte, ich sähe es schon, daß er einst als Offizier vor mir stehen würde. Nun, das ist denn auch richtig eingetroffen. Ein kaiserlicher Husarenobrist hat nur noch eine Sprosse bis zum General zu ersteigen."

Die Stimmung im Schlosse zu Dessau war nach dem Tode der jungen Fürstin von Bernburg auf längere Zeit eine sehr gedrückte, es ging ungewöhnlich still zu. Als Gäste wohnten Graf Hubert Bussy-Rabutin und seine Gemahlin daselbst. Als beide Arm in Arm zum ersten Mal nach ihrer Ankunft einen Gang durch den Schloßgarten machten, traten sie auch wie zufällig zu einem der Arbeiter, einem baumlangen Burschen, der, als er aufschauend ihrer ansichtig wurde, wie von einen Blitzstrahl geblendet in die Kniee sank und aufschrie: „Herr Gott, ist denn das menschenmöglich!"

„Ruhig, mein braver Libusch", sagte der Herr Obrist, ihm freundlich auf die Schulter klopfend. „Was Du an Korporal Philipp und seiner Geliebten,

dem Fräulein von Milagsheim, gethan hast, wird Dir von uns reichlich vergolten werden. Du warst uns ein treuverschwiegener Freund und wir vergessen unsere Freunde nicht."

In Dessau hatte sich's bald herumgesprochen, daß Fräulein Regina von Milagsheim, des Herrn Kanzlers Nichte, als Gemahlin des ehemaligen Korporals Philipp, unter dem ein Herr aus hohem Hause versteckt gewesen, eine vornehme Gräfin geworden sei. Die Freude, ihres Oheims Familie wiederzusehen, konnte aber von Regina's Seite nicht sonderlich groß sein, denn man beobachtete es genau, daß sie im Ganzen nur zwei Besuche, einen Begrüßungs- und einen Abschiedsbesuch gemacht hatte. Eine ganz andere Anziehungskraft übte das kleine Haus des Feldwebels Brommer auf Hubert und Regina. Sie verkehrten da täglich. Gottfried Langermann nebst seiner Sibylle und seinen beiden Buben hatten die weite Reise von Wien nach Dessau auf Hubert's Kosten gemacht als seine und seiner Gemahlin treueste Freunde.

Feldwebel Brommer ward fast kindisch vor Freude über seine beiden kerngesunden Enkel, Frau Eva blähte sich nicht wenig, so fürnehmer Freundschaft wie der eines Grafen und kaiserlichen Husarenobrists gewürdigt zu werden, der mit Sr. Durchlaucht als guter

Freund auf die Jagd gehe. Weniger heiter ging es beim alten Peter Langermann her. Der greise Waidmann lag schwer darnieder und eines Tages wurde ihm der sehnliche Wunsch erfüllt, in den Armen seines Neffen sterben zu können. Frau Martha erlebte die Freude, daß „Durchlauchtchen" den altbewährten treuen Diener während dessen Krankheit öfter besuchte.

Ohne Anstand hatte Major Bonnafox vom Fürsten den nachgesuchten Abschied erhalten, und erst als der Major den Dienst quittirt nnd in alle Welt gegangen war, erfuhr Herr Leupold den Vorgang in des ermordeten Doctors Wohnung.

„Schade, daß Sie mir das erst jetzt sagen", brummte der Fürst. „Der Kerl hätte die Schwerenoth kriegen sollen, hätte ihm seine Hundsfötterei und den falschen Rapport einstreichen wollen."

„Durchlaucht, die größte Strafe für schlechte Menschen ist das Bewußtsein, ihre Pläne vereitelt und durchschaut zu wissen", antwortete Graf Hubert. „Ich habe dies Vergnügen meinen vielen Feinden gegenüber genossen und zu ihnen rechnete ich auch den Major Bonnafox. Mag der Schurke laufen!"

„Ihn baumeln zu lassen, wäre unter allen Umständen besser gewesen", bemerkte Herr Leupold. „Ich liebe die kurzen Processe."

Der Herbst war nahe vor der Thür, als eines Morgens mehrere Reisewagen aus dem Leipziger Thore rollten. Graf Hubert Bussy=Rabutin mit seiner Gemahlin und Gottfried Langermann mit seiner Familie kehrten nach ihrer südlichen Heimat zurück. Unter des Grafen Dienerschaft befand sich der lange Libusch.

Vom dessauer Leupold, dem Sonderling und heldenmüthigen Kriegsführer, hatten die damaligen Zeitgenossen noch manches Jahr Ursache zu sprechen, denn seinen Namen schrieb er später aufs neue ins Buch der Schlachten ein. Immer aber blieb er derselbe, der er von jeher gewesen war, ungeschwächt in seiner Kraft, in seinen wilden Leidenschaften, aber auch unerschütterlich in seiner Liebe. Oft von seinem Schwiegersohne, dem bernburger Fürsten, zum Besuche eingeladen, versprach er es wohl, aber kam er bis dahin, wo man des Bernburger Schlosses ansichtig wird, kehrte er um mit den Worten:

„Ich mag den Ort nicht wiedersehen, wo meine Louise hat sterben müssen!“

Ende.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.